Oesterreichischer Plutarch,

oder

Leben und Bildnisse

aller Regenten

und

der berühmtesten Feldherren, Staatsmänner,

Gelehrten und Künstler

des

österreichischen Kaiserstaates.

Von

Joseph Freyherrn von Hormayr.

Vierzehntes Bändchen.

Wien, 1808

Im Verlage bey Anton Doll.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erste Abtheilung.

Böhmische Regenten.

III.

Przemysl Ottokar der Erste.

IV.

Wenzel Ottokar.

OTTOCAR. I.

J. Blaschke sc.

III.

Przemysl Ottokar der Erste,

auch der Goldene oder Siegreiche genannt, Wladislavs II. Sohn.

(Ward Herzog erst 1193, dann wieder 1197, König 1198, starb 1230. Gemahlinnen: 1) Adelheid, starb 1211. 2) Kunigunda oder Constantia, Schwester Königs Bela III. von Ungarn, starb 1240. Kinder: (erster Ehe) 1) Wratislav. 2) Adela, (ward Nonne) dann drey Töchter, deren Nahmen nicht bekannt, und wovon die Eine an einen König von Dänemark, die Andere an Heinrich von Ortenburg vermählt war, die Dritte starb als Aebtissin zu Gernrod. (Zweyter Ehe) 1) Wenzel, mit dem Beynahmen Ottokar, gebohren 1205 oder 1206, starb 1253. 2) Wladislav Heinrich, gewöhnlich der Jüngere genannt, gebohren 1207, starb zwischen 1224 — 1228. 3) Agnes, Stifterinn des Nonnenklosters zu Prag, gebohren 1207, starb 1281 oder 1282. 4) Przemysl, gebohren 1208 oder 1209, starb 1239.)

Bisher wies uns die Geschichte Böhmens wenige Momente, auf denen das Auge des freundlichen

Beobachters lang und gerne verweilen möchte. Die Czechen, von den Gräueln innerer Anarchie befreyt, allen ihren auswärtigen Feinden glorreich obsiegend, aber dafür von eben dem Gewaltigen, der nicht einmahl ihr Landsmann war, so bedrängt, daß ihnen die alte Verwirrung noch erträglicher schien, Weiberregiment, der Wlasta ewig schimpfliche Fehde, Mißtrauen und Haß unter allen Gliedern des herzoglichen Stammes, Vettern und Brüder fangen, blenden, verstümmeln und morden einander, Partheywuth und Bürgerkrieg haben in fast dreyhundert jährigen Stürmen noch immer nicht ausgeraset. Der glänzende Ruhm, welchen Swatopluk, Brzetislav, die beyden Könige Wratislav und Wladislav in auswärtigen Unternehmungen errungen, hatte das Mark des Landes immer auf Jahrzehnte vorhinein verschlungen; — Trophäen bis an die Spitze in das Blut hartnäckiger, sich ewig erneuernder Kriege getaucht, können ihr Haupt nur über zertretene Saaten, rauchende Hütten und über Leichen mit armseligem Stolze empor heben, Freunden und Feinden gleich verhaßt.

Und nun folgt auf diesen Graus der Zerstöhrung, auf diese Ungewißheit der Erbfolge und der wichtigsten Gegenstände der öffentlichen Aufmerksamkeit, ein König, hart versucht vom Unglück im Anbeginne seiner Laufbahn, so tapfer als klug, so mässig als fest. Ein seltenes Glück schenket Böh-

men diesen Wiederhersteller fast durch vierzig Jahre, das Ende krönet ihn, wie alle Beharrlichen.

Der zuerst Przemysl Ottokar auf den Thron gehoben, sein Vetter Heinrich Brzetislav, Bischof von Prag, stieß ihn auch wieder herab. In der Entscheidungsschlacht bey Zditz hatten ihn die Seinigen, bey dem Versuche, den er während des Bischofs letzter Krankheit auf Prag machte, hatte ihn das launigte Glück verlassen. Arm und unerkannt irrte er theils in, theils ausser Böhmen herum, so dürftig, daß er, einer oft wiederhohlten Sage nach, bey einem Baue am Regensburger Münster, sein Brod im Schweiße seines Angesichts als Taglöhner gewann.

Die böhmischen Grossen, seine Rache fürchtend wegen dessen, was sie bey Zditz an ihm verbrochen, und den Kaiser fürchtend, welcher Przemysln niemahl hold gewesen, zogen seinen, obgleich jüngern Bruder Wladislav aus dem Gefängniß, in welches ihn Heinrich Brzetislav geworfen. Sie riefen ihn als König aus.

Przemysl, seines Herrscherberufes, eines Gottes im Inneren voll, zog nichts desto weniger mit seinem Häuflein Getreuer (ein Czernin stand an ihrer Spitze) gegen Prag, entschlossen dort die Krone oder sein Grab zu finden, Wladislav mit Ue-

dermacht ihm entgegen. Viele mögen sich schon gefreut haben der gewissen Niederlage Przemysl's, von dem fast keiner mehr hoffte, als er von ihm fürchtete. Aber sie hatten sich in dem, kaum aus des Kerkers Nacht hervorgegangenen, und darum wenig gekannten Wladislav mächtig betrogen. Seine wahrhaft grosse Seele dachte nicht an sich, ihr einziges Augenmerk war Böhmen und dessen innerer Friede. An der Spitze des Heeres, das jeden Augenblick bereit stand, das Schwert zu zücken wider das eigene Vaterland, alle Mittel des Sieges in seinen Händen, gieng er gleichwohl Przemysln entgegen, drückte den lang Entbehrten und nun Wiedergefundenen an sein Herz, übergab ihm freywillig die Krone, und erstickte so im Keime die gräßliche Flamme eines neuen Bürgerkrieges. Mähren allein behielt er für sich, und erhielt zuvörderst Znaym, Ollmütz und Lundenburg. Ob auch Brünn? ist zweifelhaft. (1197)

Also auch Zeno, der byzantinische Kaiser, sonst häßlich an Körper und Geist. Während er vor Chalcedon kriegte, hatte Basiliscus, sein Bruder, gereitzt von der ehrgeitzigen Kaiserinn Mutter Verina sich des Thrones bemächtigt. Viele lagen dem Zeno an, gerechte Gewalt wider die ungerechte zu brauchen. Er aber schlug es aus, durch Bürger- und Brüderkrieg das Diadem wieder zu gewinnen. Um Niemanden strafbar zu ma-

chen, begab er sich freywillig in die Einsamkeit nach Isaurien seiner Vaterstadt.

Przemysl sah sich nun im ruhigen Besitze des Thrones. Niemand konnte ihm denselben streitig machen, als der Kaiser. Um dieselbe Zeit (28sten September 1197) war Heinrich VI. gestorben, Friedrich, sein und der sizilischen Constantia Sohn, erst vier Jahr alt, Heinrichs Bruder, Herzog Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig stritten sich um die Krone. Das gab dem Przemysl den einfachen, glücklichen Anschlag, das Spiel umzukehren, und anstatt daß Böhmen während inneren Zwistes der Kaiser starke Vermittlung suchte, und dadurch mehr und mehr von ihnen abhängig ward, sich selbstthätig in den Streit um die deutsche Krone zu mischen, und so den, der sie am Ende bloß durch den Bund mit ihm haben würde, durch eine fortwährende Pflicht des Dankes, durch ein fortwährendes Interesse an Böhmen zu knüpfen. Zwischen Philipp und Otto ergriff er die Parthey des Erstern, wiewohl der eine und der andere darin zu wetteifern schien, das böhmische Reich mit neuen Vorzügen und Gunstbezeugungen zu überhäufen. Seine Völker unterstützten Philipps Wahl und Krönung, und der neu Gekrönte, zur billigen Vergeltung, gewöhnte die Böhmen, ihre Herzoge Könige zu nennen. Ungern kamen sie daran, allzu verwöhnt durch die verwegenen Hoffnungen, welche die Wahlfreyheit, der blosse Herzogstitel und

der schwache Lehensverband in ihnen groß genährt hatte.

Ungleich früher that Przemysl in Böhmen, was ungleich später in den benachbarten Reichen geschah. Er ordnete die Herrschaft nach dem Rechte der Erstgeburt. Den Königstitel, welchen schon Wratislav und Wladislav mehr zum Mißvergnügen als zum Vergnügen ihrer Nation geführt, hatte ihm Philipp erneuert, und Böhmen feyerlich zum Königreich erhoben. Gleichwohl war die Freundschaft zwischen ihm und Philipp von kurzer Dauer, Frauenhändel unterbrachen sie. Adele oder Adelheid, Tochter des meißnischen Markgrafen, Otto des Reichen und Schwester des Markgrafen Theoderich, wurde (1199) von Przemysl verstossen und starb 1211. Constantia oder Kunigunde, Schwester des ungarischen Königs Bela III. nahm ihre Stelle ein. Markgrafen Theodorich, dem Rache dürstenden Bruder gelang es, den schwachen Philipp ganz zu gewinnen gegen seinen treuesten Bundesgenossen, Przemysl Ottokar. Philipps unzeitige Ereiferung gieng so weit: daß er Przemysl der Krone verlustig erklärte, die er selber gegeben, und daß er Theobald, einen Knaben vom regierenden Stamm, der noch in Magdeburg den Schulen oblag, zum Herzog ernannte. — Przemysl jagte den bartlosen Herrscher und seine meißnischen Schaaren gar bald zum Lande hinaus, ergriff aber (Philipp sollte fühlen, wen er beleidigt) mit dem

thüringschen Herzog Herrmann verbündet, die Parthey des Gegenkönigs Otto, und belagerte Philippen selbst in Erfurt, wiewohl vergeblich. Zwecklos wurde Meissen verheert. Fruchtbarer war Przemysls friedlicher Gang nach Merseburg, wo Otto froh war, zum Zeichen seiner Hoheit ihm noch einmahl die böhmische Krone aufzusetzen. Dazu schenkte er ihm Bautzen und Görlitz, das ist, die heutige Oberlausitz. (1203 — 1204).

Gar grundgelehrte Wortforscher, welche nicht einmahl wußten, daß Ottokar ein uralter slavischer Vornahme sey, längst eingebürgert im Stamme der Markgrafen im Traungau, und über Kärnthen, haben darinn den Triumph ihres Witzes gesucht, diesen Nahmen davon herzuleiten, daß Przemysl „Ottoni carus" oder (noch schöner) Ottonisch gar, gewesen sey! Eines wie das andere verdient keine Widerlegung, und kaum eine Erwähnung.

Was er, durch vorschnellen Antheil an Weiberhändeln verlohren, empfand Philipp gar bald. Ernstlich suchte er Versöhnung. (1205). Sie geschah in Eger auf einer Zusammenkunft, die der Kaiser gesucht hatte. Seine Tochter Kunigunde wurde, das neue Band um so unauflöslicher zu schlingen, mit Przemysls Sohn, Wenzel, verlobt. Seit dieser Zeit und seit dem erneuerten böhmischen Bund unterlag Otto beständig, und Philipp kam in ruhigen Besitz der Krone, bis er (am 21sten Juny

1208) durch den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach zu Bamberg wehrlos ermordet wurde, als er nach der Aderlässe auf seinem Ruhebette, mit dem Truchsessen von Waldburg im Schach spielte.

Nach diesem gewaltigen Unfall that Otto von Braunschweig, der Welfe, alles die Krone zu behaupten wider die Anhänger der Hohenstauffen, die Gibellinen, und wo immer möglich, selbst durch sie. Wie eifriger er auf dem Tage zu Maynz, die Acht an dem Mörder und seinen Mitschuldigen vollziehen ließ, desto aufrichtiger schien, desto sicherer gelang ihm jenes Bestreben. Nur den Böhmenkönig mochte er nimmermehr gewinnen, obgleich er Beatrix, Philipps Tochter, Kunigundens Schwester sich verlobt hatte. Przemysl blieb den Hohenstauffen getreu.

Heinrichs VI. Sohn, Friedrich der II., (gebohren 26sten Dezember 1194) der im vierten Jahre seinen Vater, im fünften seine Mutter Constantia verlohr, (welche seine ächte Abkunft, die das goldgelbe Haar deutlich genug verrieth, erst noch durch einen Eid erhärten mußte), für den, als einen „pupillus et innocens rex — universi mundi reges" vergeblich aufgemahnt wurden, dessen Erbe, zugleich mit der Krone seiner Väter, Otto, seines Hauses Erbfeind an sich gebracht — erkannte den böhmischen Bund für eben so nützlich als seine Ahnherren. — Otto, nach we-

nigem Glück in Italien, in einen Krieg mit Frankreich verwickelt, welches seinem Oheim, dem britischen Könige die Normandie entrissen hatte, sah jenen Friedrich am 6ten Dezember 1212 und am 15ten July 1215 zu Maynz und Achen zum Gegenkönig weihen und krönen, und starb am 11ten August 1218.

Daß alle seine Bemühungen, die Gunst der Fürsten wieder zu erlangen, fehlschlugen, hatte vorzüglich Przemysl bewirkt. Friedrich bewies sich dankbar, und schenkte dem Böhmenkönige dafür, unter seiner goldenen, sizilianischen Bulle, viele Besitzungen in Meissen, in der heutigen Oberpfalz, selbst in Oesterreich, und nachdem „decor et potestas imperii" es forderten „ut non solum ceterorum principum dignitates, verum etiam sceptra regalia a nostra conferantur majestate," bestätigte er ihm und dem Böhmerlande, die Würde eines Königs und Königthumes, frey von allen Gerichten des Reichs, jedoch unbeschadet dessen Lehenshoheit. Ihre Bischöfe sollten sie selber ernennen, und einsetzen, auf keinem Reichstage zu erscheinen schuldig seyn, ausser in dem nahen Nürnberg, Bamberg oder Merseburg, zum Römerzug entweder dreyhundert Knechte stellen, oder dreyhundert Mark Silbers entrichten. Zum Denkzeichen der alten Oberhoheit über Pohlen sollten sie dem pohlnischen Herzoge das Geleit geben „sicut

antecessores, quondam boemie reges facere consueverunt."

Als er so gesorgt für die äussere Sicherheit, wie für den Glanz seines Reichs, und für ein angemessenes Bundessystem, faßte Przemysl, dem Geiste seiner Zeit zum Trotz, noch einen, den größten Gedanken, Gleichheit der Rechte und Gleichheit der Abgaben in Böhmen einzuführen. Mit stillem Unwillen fügten sich dieser Anordnung die Grossen des Reichs; aber der Prager Bischof, Andreas, sprach den Bannfluch über den König und das ihm ergebene Volk. Vergeblich lößte ihn der Erzbischof von Maynz. Der Pabst, als er sah, es sey dem Könige zuerst darum zu thun, daß seine Böhmen im Leben gehorsam, und dann erst nach dem Tode selig seyen, schickte einen eigenen Kardinallegaten, das ungereimte Interdikt wieder zu lösen. Andreas wurde nach Rom beschieden, und starb unversöhnt auf der Reise. Sein Tod endigte diesen Zwist.

Nun suchten die mährischen Fürsten, die allein noch übrig waren, aus den vielen alten verderblichen Theilungen, Meuterey zu spinnen wider den König. Sie endigte mit ihrer Niederlage und Vertreibung. — Es geschah ein Einfall nach Oesterreich, dessen Herzog mit ihnen einverstanden seyn mochte, aber er war ohne Folgen. Eine Fabel scheint, daß eben dazumahl das Land jenseits der Donau, ober und

unter dem Mannhartsberge verheert, und Wien selber gebrandschatzt worden sey.

Glorreich, wie er regiert, wollte Przemysl Ottokar auch endigen. Ohne Widerrede erkannten die Stände seinen Sohn Wenzel als König und Thronfolger. Ihm und Kunigunden seiner Gemahlin setzte der Maynzer Erzbischof Siegfried, unter allgemeinem freudigen Zuruf, die Reichskrone auf. Zwey Jahre darauf starb der alte König.

IV.

Wenzel Ottokar.

(Sohn Przemysl Ottokars, als Herzog II., als König I., der Einäugige genannt, weil er auf der Jagd ein Auge verlohr, gebohren 1205 oder 1206, starb 22sten September 1253. Gemahlin: Kunigunde, Kaisers Philipp von Schwaben und der griechischen Irene Tochter, starb 1248. Kinder: 1) Wladislav, starb 1247. 2) Przemysl Ottokar II. König, fiel in der Schlacht im Marchfeld, den 26sten August 1278. 3) Katharina, Bozena oder Beatrix, Gemahlinn Ottos Markgrafen zu Brandenburg, starb 1267).

Fast zu gleicher Zeit, als nach dem Tode Przemysl Ottokars, Wenzel II. in Böhmen, trat in dem nahen Oesterreich, Friedrich der Streitbare im neunzehnten Jahre seines Alters die Regierung an, nachdem sein Vater, Leopold der Glorreiche (am 28sten July 1230) zu San Germano in Apulien, im Gefolge Kaiser Friedrichs und als Mitt-

ler

WENCESLAUS. II.
J. Blaschke sc.

ler zwischen ihm und dem heiligen Stuhle, verblichen war. Wie im gleichen Alter gegen Carln XII., so hatten sich auch gegen den kühnen, leidenschaftlichen, romantischen Friedrich alle seine Nachbarn, und seiner eigenen Unterthanen Freyheitsschwindel dazu verschworen, das Ihrige auf Kosten des Seinigen zu vergrössern.

Die Fehde mit Böhmen war die langwierigste und hartnäckigste. Wenzel hatte die aufrührerischen Brüder Hadmar und Heinrich von Kuenring (aus denen Herzog Leopold diesen in seiner letzten Abwesenheit als „primum vel summum Marescalcum und sogar rectorem Austriae" bestellt hatte, und die aus dem festen Zwettel und den Felsenburgen Aggstein und Dürnstein aller Welt trotzten) heimlich und öffentlich unterstützt, dafür weckte ihm auch Friedrich einen gefährlichen Feind im Innern an seinem eigenen Bruder Przemysl, Markgrafen in Mähren. Das Land auf dem linken Donauufer, Böhmens altes, oft gesuchtes, eben so oft verfehltes, niemahls aufgegebenes Augenmerk, wurde von Wenzels Schaaren unmenschlich verheert. Ein grosser Theil seines Adels verließ Friedrich, und hielt zu den Kuenringen und zu den Böhmen. Nach fünf Wochen Sengens und Brennens zog sich Wenzel mit ungeheurer Beute nach Mähren zurück. (1231).

Zwey Jahre darauf suchte Friedrich gleiche Rache an den Grenzen Böhmens und Mährens. Er warf das feste Gränzschloß Vettau an der Teja nieder. Wenzel wagte es nicht, die von dem Herzog angebothene Schlacht zu liefern, sondern entzog sich derselben, durch dichte Wälder eilig rückgehend. In einem Zwischenraume geschah der Böhmen dritter Einfall aus Mähren bis nach Stadlau. Dießmahl setzten ungeheure Regengüsse und die dadurch verursachte Austretung der Donau und March, ihrem weiteren Raubzug ein Ziel. Eine höhere, entscheidendere Gestalt gewannen diese Züge, als der, weder Widerspruch noch Widerstand duldende Kaiser, gar zu geneigt, in Oesterreich wieder zu finden, was ihm anderwärts angefochten oder verlohren ward, Friedrichen ächtete, und Böhmen und Ungarn und die Herzoge von Bayern und Kärnthen, den Markgrafen in Mähren, die Erzbischöfe von Salzburg und Magdeburg, den Patriarchen von Aquileja, die Bischöfe von Bamberg, Regensburg, Freysingen und Passau, die alle Landsassen oder Nachbarn Oesterreichs und der Steyermark waren, wider Friedrich den Streitbaren zu den Waffen aufmahnte, und ihm sogar seine Gemahlinn, Agnesen von Meran, raubte.

Oesterreich und Steyer mit den Hauptstädten Wien und Gratz fielen zwar in des Kaisers Hand; aber Friedrich, dem nur die Burgen Mödling und Starhemberg mehr übrig geblieben, und

Neustadt „die allzeit Getreue“ — blieb unerschüttert: „cum fere totus mundus contra eum conspirasset.“ — Ertheilte seine Feinde durch Unterhandlungen, Böhmen gewann er. Bey Neunkirchen und Tuln schlug er die Reichsheere unter den Burggrafen von Nürnberg und Grafen von Eberstein, des Kaisers Statthaltern auf das Haupt, einzeln, bevor sie sich mit den nachrückenden Hilfsvölkern vereinigen konnten.

Wenzel war versöhnt, von der Parthey des Kaisers abgezogen und aus Friedrichs Feind der eifrigste Bundesgenosse zu seiner völligen Wiedereinsetzung, sobald dieser ihm das ganze Land auf dem linken Donauufer versprochen hatte, wenn es ihm durch den böhmischen Beystand gelungen seyn würde, sein Erbland wieder zurückzuerhalten (1238 — 1239). Laa wurde Wenzeln sogleich zum Unterpfand eingeräumt, und in kurzer Zeit mit geringer Mühe und wenigem Blut hatte Friedrich alles Verlohrne wieder gewonnen. 1240 wurden der Kaiser und der Herzog mit einander völlig vertragen, die Acht aufgehoben, und der Wiederbesitz rechts- und reichsbeständig.

Aber nun wollte der Sieger Friedrich nichts mehr wissen von der durch den Drang der Umstände ihm abgenöthigten Verheissung, den böhmischen Beystand mit dem Lande auf der Nordseite der Donau zu bezahlen. Darum loderte 1240 die Kriegs-

flamme vom Neuen auf, aber schon im folgenden Jahre vermittelten wieder der Bayernherzog Otto und der Bischof von Freysing. Wladislav, Wenzels älterer Sohn, wurde mit Gertruden, einer Tochter von Friedrichs Bruder Heinrich dem Grausamen von Mödling, verlobt, (gleichwohl erst 1245 vermählt.) Es scheint bey diesem Anlasse seyen Wladislaven bestimmte Hoffnungen auf die Nachfolge in Oesterreich gemacht worden. Man sah voraus, Friedrich, der von drey Gemahlinnen keine Kinder erzeugt hatte, werde den uralten Nahmen und Stammen von Babenberg beschliessen; — um so leichter war Frieden zwischen Oesterreich und Böhmen.

Darauf folgte die Ueberschwemmung der Mongolen (1241 — 1242). Der Sieg bey Schiedlo und der bey Liegnitz hatten ihre reissendenden Fortschritte und die Verheerung Pohlens, Schlesiens und Mährens entschieden. Breßlau und Herzog Heinrich der Fromme waren gefallen. Des erschlagenen Herzogs Kopf auf ihrem Heerzeichen führend, rückten sie nach Ottmachau, unschlüssig, ob sie weiter nach Mähren und Böhmen brechen sollten, oder nach Ungarn? — Reissendes Kriegsunglück wird fast allzeit durch vorherige und vorsichtige Rüstung vermieden. Den Unvorbereiteten schont niemand. Wenzel hatte sich mit seinem Heere bey Glatz wider den unwiderstehlichen Schwarm muthig gestellt, und alsobald zog dieser gegen Un-

garn. Vorbeystreifend wurde das wichtige Ollmütz unter dem Führer Petha von den Tatarn hart bedrängt. Wenzel sendete dem wichtigen Platz einen seiner versuchtesten Rottenführer, Jaroslaw von Sternberg zu Hilfe, mit nicht mehr als 5000 Mann Fußvolks und etwa 800 Reitern; aber an der Spitze derselben standen weit berühmte Kampfhelden, Slawata der oberste Kämmerer, Wenzel Berka, Pludo von Krawarz, Burghauptmann von Ollmütz, Jaroslav von Schumberg, Fabesch von Horka, Sudlo und Skrben. — Schon sah man den Staub der barbarischen Horden und von mehr als zwanzig Ortschaften in der Runde, Rauch- und Feuersäulen in die Wolken steigen, und noch waren die in stürmischer Eile ausgebesserten, alten Festungswerke nicht vollendet, der Bürgerschaft fehlte es an Waffen und um so viel mehr an Waffenübungen, aber Sternbergs Muth und Erfahrung ersetzte alles.

Vergeblich suchten die Tataren die Besatzung zu einem Ausfalle zu reitzen, bey dem sie der ungeheuren Uebermacht unausbleiblich unterlegen wäre. Vergeblich sendeten sie einen fast das Tageslicht verfinsternden Hagel von Pfeilen über die Mauern. — Es gelang ihnen endlich das Kloster Hradisch, das ihnen bisher besonderen Abbruch gethan, durch feurige Pfeile in Brand zu stecken. Ein heulender Sturmwind, ein Regen von Pfeilen machte alles Löschen unmöglich. Die Tapferen (Geistliche und

Krieger) fielen hinaus ins freye Feld, um wenigstens nicht ungerächt zu sterben, wütheten so lange unter den Tataren, bis der Letzte gefallen war. Die Sieger faßten sich das Herz, den Todten die Köpfe abzuschneiden, sie an die Schweife ihrer Pferde zu binden, und so die Mauern der Stadt zu umreiten.

Rasend wollten nun die Olmützer hinaus. Jaroslavs strenges Verboth erregte einen Aufruhr, den er nur mit Mühe stillte. Uebermacht (so dachte er) sey nur durch Ueberdruß zu zwingen. — Er, der zuvor gezaudert, rief, als ein grosser Theil der Tataren, des langen Harrens müde, sich über das benachbarte Land ergossen, Krieger und Bürger zusammen, empfieng in stiller Nacht, in der schwach erleuchteten Kirche mit ihnen allen das Abendmahl und den priesterlichen Segen, fiel dann in der Morgendämmerung hinaus unter die halb nackten, unbewaffneten, schlafenden Feinde, und richtete ein fürchterliches Blutbad an. Petha erschlug der Sternberger mit eigener Hand und eroberte sein Hauptbanner von rothem Holze, reich mit Edelsteinen geschmückt und mit einem Roßschweife.

Die Barbaren hiedurch erschreckt, wendeten sich nach Oesterreich, das flache Land verheerend, Wien und Neustadt mochten sie nimmer gewinnen. An der Leitha erlitten sie von dem heldenmüthigen Friedrich und seinen Oesterreichern und Steyrern eine

gänzliche Niederlage. Unglaublich ist — bürgte nicht das Beyspiel neuerer Gefahren für die Glaubwürdigkeit dieser älteren, daß die Oesterreicher und Böhmen, anstatt eines Sinnes und Herzens zu seyn, gegen den furchtbaren Feind, kaum als dieser einige Meilen von ihren Gränzen gewichen, wieder einander selber mit allem Grimme bekriegten, und daß ein Frieden ohne Gewinn hinreichte, die Fehde ohne Ursache zu schliessen.

Böhmens noch immer furchtbarer Nachbar, Friedrich der Streitbare, Herzog von Oesterreich fiel (1246 den 15ten Juny) an seinem fünf und dreyßigsten Geburtstage an der Leitha, unferne Neustadt, im Laufe seines herrlichsten Sieges. — Ihn „qui semper animo militari fruebatur" hatten, wie leicht begreiflich im Leben fast alle gehaßt aber als sie erloschen war; seine feurige, mehrmahls drückende, immer aber schützende Kraft, da machten sie, eben weil es zu spät war, kein Geheimniß daraus, daß sie, — „si fieri posset, modis et viis omnibus, eum e sepulcro revocarent."

Wenzels Sohn, Wladislav, der österreichischen Gertrud Gemahl, von einem Theile der Pohlen als Herzog erwählt, und im Besitze von Oppeln und Ratibor, sollte nun auch in Oesterreich und Steyer nachfolgen. Aber er überlebte Friedrich den Streitbaren nicht um ein volles Jahr

(starb 1247) und so kehrte die alte Verwirrung wieder. Vergeblich begab sich seine Wittwe Gertrud nach dem Schlosse Mödling, ins Herz des Landes. — Dennoch gelangten, wiewohl unter anderem Titel, Oesterreich und Steyer an Böhmen, aber nicht durch sie, sondern durch des letzten unvergeßlichen Herzogs Friedrichs älteste (am 10ten April 1205 gebohrne) Schwester Margarethe, Wittwe des römischen Königs Heinrich VII., der in seines Vaters Ungnade und im Gefängniß gestorben.

Wenzel, der Politik getreu, seine Unabhängigkeit zu gründen, auf Deutschlands Uneinigkeit, wählte wider Friedrichen zum Könige den Grafen Wilhelm von Holland, den er selber erst zum Ritter schlagen mußte. Das mißfiel seinen Böhmen. Er wollte sie durch den Kirchenbann zwingen, seiner Meinung zu seyn, da empörten sie sich, und (der hoffnungsvolle und erbreiche Wladislav war todt) erkohren seinen zweyten Sohn Przemysl Ottokar II. zum König. Wie einst Wladislav II. dem begünstigten Sobieslav, so räumte nun Wenzel seinem grösseren Sohne den Thron; — aber nicht lange dauerte die Spaltung. (1248.) Der Vater zog aus Meissen Hülfsvölker an sich, schlug bey Brix den Sohn in die Flucht, gewann Prag, das Schloß konnte er nicht gewinnen, aber Ottokar gab es freywillig, fiel dem Vater zu Füssen, flehte Verzeihung, die er nicht allein, sondern auch das Markgrafthum Mähren erhielt. Böse Rathschläge

aber liessen Ottokar auch jetzt noch nicht vergnügt. Zu Teyrzow stellte er ungestüm neue Forderungen an den Vater. Da wurde der leicht versöhnte Wenzel dennoch ungeduldig, und sperrte den Widerspenstigen nach Przimda, seine Aufwiegler fielen durch Schwert und Rad. (1248—1249.)

Wenige Spuren aufrichtiger Reue reichten schon wieder zu, Vater und Sohn zu versöhnen. Als (1251) nach des Kaisers Tode die Versammlung der Oesterreichischen Landherren zu Triebensee beschlossen hatte, nach Meissen zu senden, um sich Albrecht den Entarteten, oder Dietrich den Weisen, einen der zwey Knaben Markgrafen Heinrichs, von der österreichischen Constantia, Schwester Herzog Friederichs zum Herrn zu erbitten, hielt König Wenzel die Abgeordneten, Friederichen den Schenk von Hausbach und Heinrich von Liechtenstein, dann die Aebte Ditmar von Klosterneuburg und Philipp zu den Schotten in Wien mit Gastehre, Schmeichel- und Drohworten in Prag auf. Mit seinen königlichen Geschenken, Verheissungen und Drohungen kehrten sie sogleich um nach Wien, statt nach Meissen zu gehen, und wirklich — die Oesterreicher nahmen Ottokar (1251) als ihren Herrn an, und die, wiewohl viel ältere Margarethe (am 8ten April 1252 zu Haimburg) als ihren Gemahl.

Otto von Bayern und der ungarische König Bela versuchten indessen, wiewohl ohne Erfolg,

theils des Landes ob der Ens, theils der Steyermark Herr zu werden. Während des vom Pabste mit Mühe vermittelten Stillstandes, starb König Wenzel.

Unaufhörliche Kriege mit Oesterreich hatten seine Herrschaft bezeichnet. Er hatte gehofft, sich auf Kosten Friederichs zu vergrössern, und ward darum mit Recht in dieser Hoffnung betrogen. Nach Erlöschung der Babenberger gelangte sein unruhiger Sohn Ottokar dazu, von dem Meer und von der windischen Mark an zu gebiethen bis tief an die Weichsel hinauf.

Seine fünf und zwanzigjährige Bahn hindurch hatte Wenzel zwischen Pohlen, Meissen, Oesterreich und Bayern und dem Kaiser, die gewöhnliche Politik intermediärer Staaten befolgt. Ob sie zu Böhmens Nutzen und Ruhm ausschlagen sollte, oder zu seinem Schaden und Schimpf, und desto mehr zum Frommen der Nachbarn? das hieng, wie die Fortdauer aller grossen Gewalt, einzig und allein ab von den Herrschergaben seines Nachfolgers. — Zum Glücke war dieser der größte König, welchen Böhmen jemahls gesehen. Daß er einem noch mächtigern Schicksal unterlag, darf seinen Ruhm nicht mindern. — Solches muß geschehen, auf daß die Menschen nie vergessen, daß über ihrem winzigen Drängen und Treiben noch etwas Höheres walte, unsichtbar, unwiderstehlich!

Zweyte Abtheilung.

Berühmte Oesterreicher.

XXVII.

Raymund Graf von Montecuculli.

XXVIII.

Ernst Rüdiger von Starhemberg.

MONTECUCULI.
J. Blaschke sc.

XXVII.

Raymund Graf von Montecuculli.

(Fürst zu Melfi, Ritter des goldenen Vliesses, General-Lieutenant der österreichischen Armeen, Hofkriegsrathspräsident, Generaldirektor der Artillerie, Gouverneur von Raab und Inhaber eines Kürassierregiments, gebohren zu Modena im Juny 1608, gestorben zu Linz am 16ten Oktober 1681. Gemahlinn: Maria, Josepha Louise, Maximilians Fürsten von Dietrichstein Tochter. Kinder: 1) Louise Anna, Gemahlinn des Grafen Franz Anton von Berka, kaiserlichen Ministers zu Venedig. 2) Charlotte Polyxene, Gemahlinn des Grafen Johann Jakob von Khissel. 3) Christiane, Gemahlinn des Grafen Max von Weissenwolf, dann des Grafen Franz Anton Khevenhüller, endlich des Grafen Wolfgang Andreas von Rotenberg. 4) Leopold Philipp, Fürst von Montecuculli, k. k. Kämmerer, geheimer Rath, Feldmarschall und Kapitain der Hatschiergarde.)

Unter den edelsten Geschlechtern des mittleren Italiens werden seit sieben Jahrhunderten die Mon-

tecuculli genannt. Im Modenesischen liegt ihre Stammburg.

Schon in der frühesten Jugend gab Raymund unverkennbare Beweise seiner Vorliebe für den Soldatenstand. Kriegsspiele waren sein einziges Vergnügen, Kriegsbücher und die seelenvollen Werke der Alten das Einzige, was er statt des vorgezirkelten Unterrichtes zwischen seinem eilften und vierzehnten Jahre las, ja begierig verschlang. Bildnisse alter Helden, Gemählde von Schlachten und Belagerungen ergriffen den Knaben mit einer solchen Begeisterung, daß er schon zwey Versuche gemacht hatte, aus dem väterlichen Hause zu entfliehen, und sich unter fremde Fahnen anwerben zu lassen, als er endlich die Erlaubniß erhielt, seinem heissesten Wunsche Genügen leisten zu dürfen.

Beyde Brüder seines Vaters standen in österreichischen Diensten. Hieronymus, der ältere, war geheimer Rath am Hofe Erzherzogs Leopold zu Innsbruck, dessen Gemahlinn, Claudia von Medicis, sich mit einer Menge Italiener, Geschäftsmänner, Offiziers und Künstler, umgeben hatte.

Ernst, der jüngere, hatte ein Regiment in Kaiser Ferdinands II. Diensten, und war Kapitain seiner Garde, hatte sich in der Pragerschlacht ausserordentlich hervorgethan, und hierauf, als er auf Verlangen des katholischen Königs mit einem klei-

nen Auxiliarkorps nach den Niederlanden geschickt wurde, sich eben so rühmlich mit Oranien gemessen.

Unter ihm begann Raymund seine Kriegsdienste. Der Oheim ließ den Neffen nur von Rang zu Rang und langsam, vom gemeinen Muskketier und Dragoner, durch alle Stufen des Infanterie- und Kavalleriedienstes aufsteigen, so wurde dann Raymund in den Jahren, in welchen Manche durch Gunst schon Generale sind, durch Verdienst erst Rittmeister.

Als Graf Ernest bey Wisloch im Elsaß und vor Breysach wider den Herzog von Würtemberg und den Rheingrafen unglücklich gestritten, dabey sieben Wunden erhalten, und gefangen nach Colmar gebracht wurde, zog die heftige Gemüthsbewegung diesem, ohnehin sehr leidenschaftlichen Mann auf der Stelle epileptische Anfälle zu, die schon am 7ten Juny 1633 seinem Leben ein Ende machten. Der 25 jährige Raymund war sonach ganz allein sich selbst überlassen.

Die Nördlinger Schlacht, die für die kaiserlichen Waffen eben das war, was für die schwedischen, Leipzig, die den kühnen Roman Bernhards von Weimar, der sich schon Herzog in Franken wähnte, so unsanft von der Pforte der Wirklichkeit zurückwies, die endlich um so unerwarteter kam, als man glaubte, der Kai-

serhof hätte sich ein halbes Jahr zuvor in Wallenstein seinen letzten Feldherrn selbst getödtet, und in welcher der (im gleichen Jahr und Monath mit Montecuculli gebohrne) Kronprinz Ferdinand kommandirte, — diese ewig denkwürdige Schlacht gab unserm jungen Helden die erste, grössere Gelegenheit, sich auszuzeichnen. — Der Feldmarschall, Fürst Hannibal Gonzaga, erkannte in ihm den Keim seiner künftigen Grösse, er machte ihn zum Major unter seinem Regiment, der Kaiser gab ihm bald darauf ein eigenes Regiment auserlesener Kürassiere.

Damit hatte er in dem unglücklichen Treffen bey Wittstock (24. Sept. 1636), welches Banner über den Churfürsten von Sachsen und den Grafen von Hatzfeld gewann, und welches die Schweden den Tag von Nördlingen verschmerzen ließ, heldenmüthig gegen die feindlichen Schwadronen gestritten. Unmuthig sah er, wie die Religionsanhänglichkeit mitten im Schlachtgetümmel so viele, die nach dem Ausdrucke eines Gleichzeitigen gegen Banners tapfere Schaaren „wohl mit sächsischen Waffen, aber mit schwedischen Herzen" stritten, von ihrer Pflicht abwendete.

Im folgenden Jahr trat Montecuculli zuerst mit einem eigenen Corps auf. Die Schweden belagerten Namslau in Schlesien mit 10,000 Mann. Montecuculli sollte den wichtigen Platz entsetzen. Er unternahm den schwierigen Auftrag mit

mit nicht mehr als 2000 Reitern, zog, nachdem er sich die ganze Lage aufs genaueste eigen gemacht hatte, durch Wälder und Abwege mit grosser Gefahr. Dennoch traf er noch zu rechter Zeit ein, stand auf einmal vor dem übermächtigen Feind, der ihn gar nicht, und am wenigsten von dieser Seite erwartete, und wie der nahe Wetterstrahl und der Donnerschlag auf einander folgen, griff er ihn augenblicklich an, warf ihn in eine unordentliche Flucht, nahm das ganze Lager, Gepäck und Geschütz, und mehr Gefangene, als er selbst Soldaten zählte.

Inzwischen hatten die ermatteten Schweden aus dem Bunde mit Frankreich neues Leben geschöpft. Dem Kardinal Richelieu, welcher die Rachanschläge Heinrichs IV. wider beyde Linien des Hauses Oesterreich auf einem viel praktischeren Wege rastlos verfolgte, schien es gut, in Frankreich die grossen Vasallen zu unterjochen, die Protestanten zu entwaffnen, zu vertreiben, oder zu verbrennen; in Deutschland hingegen die Fürsten gegen ihren Kaiser, und die Protestanten gegen den katholischen Reichstheil zu unterstützen.

Herzog Bernhard eroberte die Waldstädte, und nach vier Schlachten bey Rheinfelden, Wittenweyer und Thann, auch das wichtige Breysach. Banner schlug bey Elsterburg und Chemnitz die Kaiserlichen unter Salis, und die Sachsen unter

Marazin. Der Weg nach Böhmen war dadurch geöffnet.

Montecuculli, mit dem General Hochkirch, mit wenigem Fußvolk und zehn Regimentern Kavallerie, ward nach Brandeis geschickt, Bannern am Uebergang über die Elbe zu hindern. Es ist schwer, mit einem Theile zu vollbringen, was das Ganze nicht vermocht hat, und gegen einen schnellen Sieger. — Nach herzhaftem Widerstand, welcher den Schweden vieles Volk, den ungleich schwächeren Kaiserlichen aber über 2000 Mann kostete, wurden sie geschlagen, und bis unter die Wälle von Prag verfolgt. — Montecuculli, der nach erfüllter Feldherrnpflicht, wenigstens auch den Ruhm eines tapferen Soldaten nochmahls verdienen wollte, und unter den Vordersten focht, wurde gefangen, gleich nach ihm auch Hochkirch.

Zwey Jahre saß er als Kriegsgefangener zu Stettin, bis er endlich gegen den, zu Neuburg am Walde gefangenen Schwedischen Obersten, Schlang, wieder ausgewechselt wurde. — Das war seine Schule und Werkstatt, da sammelte und ordnete er für sein Werk über die Kriegskunst, wie Hugo Grotius in seinem Gefängnisse für das Kriegsrecht. — Der Geist ist nicht an Zeit und Ort, wird nicht durch Hindernisse gebunden. Auf eine Weise gehemmt, bricht er auf eine andere aus, und ruhet und stirbt nimmer.

Hochkirch, der sich durch Montecucullis Hitze gefangen wähnte, der da glaubte, ohne diese würde es ihm gelungen haben, sich mit den Trümmern seines Korps nach Prag zu flüchten, hatte darüber mehrmahls anzügliche Reden geführt. Montecuculli mit Recht aufgebracht, sah sich gezwungen, nach wieder erlangter Freyheit seinen Degen zum erstenmahle nicht auf den Feind, sondern auf den Gefährten seines Unglücks zu zücken. Auf den ersten Gang entwaffnete er Hochkirchen — und verzieh ihm.

Darauf erhielt er wieder ein eignes Korps. Damit sollte er den schwedischen General Wittenberg verhindern, Schlesien zu überschwemmen, dieser aber stieß in Thüringen zu Wrangel, um über Böhmen herzufallen. Eger hatten sie überrumpelt und genommen. Es war die höchste Zeit, ihrem weiteren Vordringen ein Ziel zu setzen, und dazu vereinigte sich Montecuculli mit dem berühmten Partheygänger, Johann von Werth, der von der niedrigsten Herkunft und sogar ohne Nahmen (das lüttichsche Städtchen Werth war sein Geburtsort) alles nur sich selbst verdankte, und vom gemeinen Reiter in 15 Jahren General der Kavallerie in den bayerischen und ligistischen Diensten geworden war. Diese Beyden giengen Wrangeln entgegen.

Am 2ten August 1647 geschah das, von Vielen verschwiegene Treffen zwischen Dux und Tribel. — Wrangel wurde völlig geschlagen, sein Neffe blieb im Treffen, die Schweden verloren 23 Fahnen, viele Kanonen und über 4000 Mann, Böhmen wurde von jeder Gefahr befreyt, und sogar mehrere fränkische und schwäbische Plätze in Folge dieser Niederlage von den Schweden verlassen.

Der letzte Feldzug des dreyßigjährigen Krieges war für die kaiserlichen Waffen unglücklich. So groß war die Noth an einem Obergeneral, der mit bewährten Talenten zugleich auch jenes Alter und jenen Rang verbunden hätte, die man damahls beynahe für noch nothwendiger hielt, daß man den hessischen Ueberläufer, Graf Peter Melander, (Holzapfel) einen eifrigen Reformirten, an die Spitze des katholischen Heeres setzte.

Statt die Schweden unabläßig zu verfolgen, wendete er sich nach Hessen, und verheerte selbes auf das Schrecklichste, den heissen Durst nach Rache an der Landgräfinn, seiner vormahligen Gebietherinn zu kühlen.

Bey Zusmarshausen in der Markgrafschaft Burgau stieß er auf seinem Rückwege auf den Feind. Wrangel und Königsmark kommandirten die Schweden, Türenne die Fran-

zosen, dagegen Melander selbst, unter ihm Montecuculli, die Kaiserlichen, Gronsfeld die Bayern.

Unerschütterlich stand Montecuculli durch sieben Stunden der vereinigten Macht, drang mehrmahls vor, mußte der Ueberlegenheit weichen, brach neuerdings in den Feind, und schien wieder zu unterliegen, als Melander die Reserve vorführte. Eine Flintenkugel fuhr ihm durch die Brust, er starb noch am nähmlichen Tage. Schrecken und Unordnung waren allgemein, nur Montecuculli blieb unerschüttert und gewann, was noch zu gewinnen war, — den Ruhm der Tapferkeit und eines geschickten Rückzuges. Er sprang vom Pferde, und bahnte sich an der Spitze der erschrockenen und geschmolzenen Infanterie, gleichfalls zu Fuß, den Degen in der Faust, den Weg in ein nahes Gehölz. Dadurch stockte die Verfolgung der Sieger. Jetzt schwang er sich wieder zu Pferde, that mit seiner Reiterey noch einen stürmischen Angriff, und schlug sich glücklich durch.

Von einer andern Seite waren die Schweden unter Königsmark und dem Pfalzgrafen Carl Gustav (ihrem nachmahligen Könige Carl X.) in Böhmen gefallen, durch Verrath gewannen sie die eine Hälfte von Prag, die andere rettete der treue Muth der Bürger, und der mittlerweile (24. Oct.)

zu Münster und Oßnabrück geschlossene westphälische Friede.

Die er im Felde so oft gesehen hatte, wollte Montecuculli nun auch zu Hause sehen. Er reiste mit seinem jungen Vetter, und Piccolominis Neffen, dem Grafen Aeneas Sylvius Caprara, nach Schweden. Ausgezeichnet empfieng ihn die, ihrem Vater so unähnliche, Christina, sie beschenkte ihn mit ihrem reich mit Brillanten besetzten Bildnisse.

Er war der Erbe seines Oheims, des Feldzeugmeisters, Grafen Ernst Montecuculli gewesen. Häusliche Angelegenheiten riefen ihn nach Modena zurück. Eben feyerte der Herzog, Franz I. sein Beylager. Montecuculli in ritterlichen Spielen eben so vergnügt, als geübt, wollte hier mit seinem Freunde, dem Grafen von Mangani im Turnier noch eine Lanze brechen, nachdem er ohnehin schon als der trefflichste Ritter den ersten Dank erkämpft, und hatte das Unglück, daß sein starker Stoß den schwach verwahrten Harnisch des Freundes durchdrang, und dieser auf der Stelle todt vom Pferde stürzte.

Der Herzog von Amalfi, Octavio Piccolomini, war (1656 am 11ten August) gestorben. Der Kaiser verlieh sein berühmtes Kuirassierregiment, welches Schillers Wallenstein uns neuerlich und so lebendig wieder ins Gedächtniß rief, dem

Grafen Montecuculli, den er zugleich zum General der Kavallerie erhob.

In seinem fünfzigsten Jahr vermählte sich Montecuculli mit der jungen Fürstin von Dietrichstein.

Feldmarschall wurde er im gleichen Jahre, als der schwedisch-pohlnische Krieg ausbrach.

Christina hatte nähmlich (1654) nach einer auswärts glänzenden, von Innen aber höchst drückenden Regierung, dieselbe zu Gunsten ihres Vetters, des Pfalzgrafen und Herzogs von Zweybrücken, Carl Gustav niedergelegt. Der pohlnische König, Johann Casimir, protestirte dagegen, der Zeiten König Johanns III. und Siegmunds, und seines Erbfolgerechtes gedenkend, und bey aller Schwäche doch entschlossen, die seltsame Vereinigung Pohlens und Schwedens wieder herzustellen.

Zur Zeit, als wider ihn der Kosakenkrieg am heftigsten wüthete, Rußland sich, als ihren Beschützer aufwarf, und der siebenbürgische Fürst Ragoczy ins Reich fiel, stürzte sich auch jener gereitzte Schwedenkönig auf dasselbe mit wildem Ungestümm, und mit vielem Glück. Die übermüthige Benützung dieses Glückes erregte endlich gewaltsam die Aufmerksamkeit Rußlands, das sogleich einen Waffen-

stillstand schloß, Ragoczys, der die Fehde schläfrig fortsetzte, und sich bald darauf durch Montecuculli zum Frieden genöthigt sah, Dänemarks, der vereinigten Niederlande, des grossen Churfürsten von Brandenburg und Herzogs von Preussen, Friedrich Wilhelm, der Generalstaaten und des deutschen Kaisers, durch Bande der Religion, des gleichen Interesse wider die Schweden und der nahen Verwandtschaft noch besonders an Pohlen geknüpft. (Zwo Schwestern Ferdinands II. waren Gemahlinnen König Siegmunds, und die erstere der Könige Wladislav und Johann Casimir Mutter gewesen).

Leopold I. sammelte ein Armeekorps von 16 bis 20,000 Mann. Montecuculli erhielt den Oberbefehl und brach schnell auf, zuerst gegen Ragoczy. Er zwang ihn auf der Stelle zum Separatfrieden und zur Entsagung der Verbindung mit Carl Gustav. Darauf eilte er gen Krakau, und nahm es nach tapferem Widerstande durch Kapitulation. Die Schweden wichen überall vor ihm bis tief in Preussen hinein. Im Anbeginne des kommenden Jahres ergab sich auch Thorn an Souches.

Carl Gustav, wüthend über das Wehlauer Bündniß, zwischen Dänemark und Preussen und Pohlen, ersah sich zuerst Dänemark zur ausgesuchten Rache. Nach der Art aller grossen, consequenten Geister bedachte er sich keinen Augenblick, Poh-

len für jetzt aufzugeben. Blitzesschnell verließ er es, befreyte Bremen, warf sich auf Holstein und Jütland und that (im Jäner 1658) den riesenmässig kühnen Marsch über die beyden, fast ganz zugefrornen Belte. Die Noth erzwang den Roeskilder Frieden, der zu hart war, als daß er hätte dauern können.

Montecuculli hatte indessen alles gethan, dem bedrängten Koppenhagen Luft zu machen. Er marschirte den Schweden ins Holsteinische nach, und nahm die Insel Alsen. Die Besatzung von Sunderburg zwang ihren Befehlshaber zu kapituliren und sich auf schwedischen Schiffen zu flüchten. Der Kommandant von Nordburg mußte sich kriegsgefangen ergeben, auch Friedrichsödde fiel und Montecuculli, obgleich bey der Beschiessung der letzteren Stadt im Arme verwundet, beschloß, nach vollendeter Eroberung Jütlands auch Fühnen zu nehmen.

Die erste Landung auf Fühnen vereitelte ein Sturm — die den Generalen Eberstein, Ahlefeld und Strozzi anvertraute zweyte Landung, die Falschheit der Holländer, die nur blind auf die Schweden feuerten. Die dritte gelang endlich, weil Montecuculli dahin gieng, wo der Feind nicht war. Er fiel nähmlich verheerend in Pommern, und wie er es vorher gesehen und berechnet hatte, Wrangel schickte einen Theil seiner Truppen dorthin

nach, die Besatzung auf Fühnen dadurch schwächend. Da eilte Montecuculli, die Belagerung Stettins schnell aufhebend, an das Meeresufer zurück, vereinigte sich mit den dort zurückgebliebenen Truppen, setzte auf dänischen und schwedischen Schiffen über, und Fühnen war für die Schweden verlohren. Diese eben so listige als rasche That erwarb Montecuculli allerwärts hohen Ruhm.

Im Kloster Oliva bey Danzig kam (3ten May 1660) der Frieden zu Stande, nachdem Carl Gustav und mit ihm sein grosser Plan eines einzigen nordischen Reichs (am 12ten Februar vorher) verblichen war, und seinen fünfjährigen Sohn Carl XI. unter vormundschaftlicher Regierung zurückgelassen hatte. Pohlen verlohr Esthland und Liefland, die Wehlauer Allianz mußte schon vorher mit der Hoheit über Preussen bezahlt werden, Kaiser Leopold und der grosse Churfürst wurden mit in den Frieden eingeschlossen.

Ragoczy hatte die Woywodschaft Siebenbürgens von der hohen Pforte unter der ausdrücklichen Bedingniß erhalten, sich ohne ihrem Wissen und Willen in keine auswärtigen Händel, vor allem in keinen Krieg einzulassen. Gleichwohl verführte ihn sein unbändiger Ehrgeitz, für Schweden wider Pohlen Parthey zu ergreifen. Da hatte Montecuculli sein ganzes Heer mit einem Schlage dergestalt verwirrt, besiegt und zersprengt, daß von 30,000 kaum

400 Mann mehr beysammen waren. Die Pforte setzte ihn ab, und gab ihm mehrere Nachfolger. Als er sich anschickte, sein Fürstenthum mit den Waffen in der Hand zu behaupten, gieng der Großvezier mit ganzer Macht auf ihn los, und nun bewies Ragoczy durch heldenmüthigen Kampf mit der Uebermacht und durch einen glorreichen Tod, daß er wohl würdig gewesen wäre, für eine bessere Sache zu streiten und glücklicher zu endigen.

Der leichte Sieg riß die türkischen Paschen fort, übermüthig ergossen sie sich über einen Theil Siebenbürgens und Ungarns, deren Bewohner den Kaiser demüthig um Hilfe bathen.

Montecuculli erhielt den Oberbefehl von etwa 25,000 Mann und rückte damit 1661 nach Ungarn. Da begab sich ein seltener Fall. Der Palatinus Wesseleny empfieng das deutsche Hilfsheer an der Gränze mit Verwünschungen und Drohungen: „Der Weg nach Ungarn sey zwar bald gefunden, aber sie möchten trachten, daß der Rückweg nicht schwieriger und gefährlicher sey. Ohne Geld führe man keinen Krieg, die Deutschen, denen es daran fehlte, würden das Land plündern und aussaugen, dafür aber auch jeder, der den feindlichen Säbeln, den Seuchen und andern Mühseligkeiten entgienge, durch das aufgebrachte Landvolk umkommen, und die erzürnten Ungarn sich weit lieber den Türken, als ihnen in die Arme werfen."

Nach diesen Reden hätten die Ungarn die Freunde eben so sehr gefürchtet, vielleicht noch mehr gehaßt, als die Feinde. Nur die grosse Noth brachte Unterhandlungen und Abreden zuwegen, welche halb, also grundverderblich, und nicht nur sichere Vorbothen, sondern auch unfehlbare Quellen des späteren Unglückes gewesen sind. Montecuculli, der zwar den Rang eines Kommandirenden, aber nicht jene Vollmachten hatte, ohne welche durchaus nichts Grosses ausgerichtet werden kann, war durch diese unerwartete Sprache genöthigt, um neue Verhaltungsbefehle nach Wien zu schreiben.

Bey der oben geschilderten Stimmung eines guten Theiles von Ungarn war die Lage der Sachen ohnehin für sich schon bedenklich. Nun wurde unserem Helden überdieß noch anbefohlen, gewisse Städte und Plätze wohl zu besetzen, die Armee zu theilen, in ein Haupt- und in ein fliegendes Korps, und in einen dritten Haufen, der bestimmt war, den Ragoczyschen Feldherrn Kemeny zu unterstützen, der in Siebenbürgen ohne Zuthun und wider Willen der Pforte den Meister spielte; das zweyte war zur Bewachung der Theiß bestimmt und zu einer Diversion zu Gunsten Kemenys; die Hauptarmee, die bey dem wichtigen Komorn lag, sollte auf Gran und Ofen losgehen. Ueberhaupt war in diesen Ordres alles bedingt, alles verklausulirt, alles, wiewohl aus weiter Ferne aufs Genaueste vorgezirkelt, Fall für Fall, Möglichkeit für Möglich-

keit, als ob es die höchste menschliche Klugheit vermöchte, alle, ja nur die hauptsächlichsten Wendungen des Krieges, Monathe lang vorher zu errathen und gemächlich vorzubauen, als ob man dem Feldherrn mit der Gewalt nicht auch die erste Bedingung des Sieges nähme, und mit der Verantwortlichkeit einen gewaltigen Sporn nützlicher Thätigkeit.

Nicht genug! als Montecuculli und mit ihm Graf Richard Starhemberg, der das fliegende Korps führte, und Graf Gottfried Heister, der bestimmt war, Kemeny zu unterstützen, doch noch thaten, was da gethan werden mag, wo die Grundeinrichtung einmahl falsch ist, und eben über die Donau setzen wollten, auf Ofen los, — so kam ein Eilbothe von Wien und auf Montecuculli's nachdrücklichste Gegenvorstellung gleich noch ein zweyter: „Er solle sich zurückziehen, und seine Offensivoperation aufgeben, — Oberungarn sey hart bedroht, wo das Uebel sitze, da gehöre auch die Hilfe hin, dahin sollte er also auch ohne mindesten Vollzug aufbrechen."

Montecuculli war in Verzweiflung. Der Augenblick war damit unwiederbringlich verlohren, in welchem die Schwäche der türkischen Gränzbesatzungen wichtige Eroberungen verhieß. Man war schon im August, die Gegend an der Theiß von aller Subsistenz entblößt, die wenigen Truppen, die

schon da gelegen hatten, mehr durch den Mangel zu Grunde gerichtet, als durch den Feind. Welches Loos wartete also einer grösseren Armee in diesen, ohnehin schon ausgesaugten Gegenden? — Zwar schien wohl Oberungarn zunächst bedroht; aber Montecuculli dachte, das Hauptübel sey des Feindes Uebermacht, sey diese einmahl gebrochen, wo immer und wie immer, so sey das Uebel vom Grunde gehoben. Seine Stellung werde der Feind gar bald von selbst verlassen, wenn ihr einmahl der Nachdruck genommen sey.

Er gehorchte, wiewohl mit tiefem Schmerzen. In seinen hinterlassenen Werken spricht er in lebhafter Aufwallung: „von Ministern, die mehr Macht und Einfluß als Verstand und Erfahrung besässen, die unvermögend selbst etwas heilsames zu erfinden, auch keinem fremden Rathe folgten, damit es nicht scheine, sie bedürften der Einsichten Anderer, — die endlich ihren ganzen Ruhm dareinsetzten, alles zu verwerfen, was nicht aus ihrem Kopfe käme.“

Was einmahl gethan werden mußte, that unser Held mit dem alten Eifer. Er stand in der Mitte Augusts schon an der Theiß. Ohne Hilfe aus dem Lande, Mangel leidend an dem Nothwendigsten, mit einem geschwächten, kranken, mißmuthigen Heere machte er doch so geschickte Bewegungen, daß Aly Pascha mit seinen 60,000 Türken und Tataren überall dem Heldenhäuflein wich, und Kemeny als

Siebenbürgens Fürst eingeführt werden konnte, obschon indessen der Sachse Michael Apaffy gewählt worden war.

Indessen hatten die inneren Hindernisse jedes weiteren Fortschrittes täglich zugenommen. Der Palatin hatte zehn tausend Mann versprochen, statt denen nicht volle zweyhundert Berittene erschienen, die als der Krieg sich den Marken Siebenbürgens näherte, auch wieder nach Hause wollten. Kaschau weigerte sich Besatzung einzunehmen, jede Bitte, die Ungarn möchten doch nur zur Demonstration und zu ihrer eigenen Sicherheit ein Heer an den Gränzen zusammenziehen, war vergeblich. Die von den Siebenbürger Sachsen gehoffte Unterstützung blieb aus. In Klausenburg, dessen Gegend den Kaiserlichen als ein vom Horn des Ueberflusses erfülltes, gelobtes Land gepriesen ward, fand sich kaum trockenes Brod genug für einen einzigen Tag. Aly Pascha, der sich listig gerühmt hatte, um Klausenburg eine Hauptschlacht wagen zu wollen, vermied weislich jedes entscheidende Gefecht, sich immer weiter zurückziehend, und hinter sich nur eine Wüste zurücklassend.

Montecuculli entschloß sich zum Rückzuge. Ohne alle Mittel, von unübersteiglichen Hindernissen umgeben, hatte er gleichwohl die Gefahr eines türkischen Einfalles entfernt, mehrere bedeutende Plätze genommen, den Kemeny nach Siebenbürgen zu-

rückgeführt, daß nichts als der eigene Wille die Einwohner hindern konnte, ihn als ihren Fürsten zu erkennen, und mußte Siebenbürgen gleich verlassen werden, so blieben doch die Schlüssel dieser Provinz in des Kaisers Händen.

In der Mitte des Decembers stand Montecuculli wieder bey Kaschau. Für Winterquartiere war auch jetzt noch nicht gesorgt.

Inzwischen erfuhr Kemeny mehr und mehr, ohne fremden Beystand werde er sich nicht halten können. Seine alten Anhänger schlossen ihm hier und dort die Thore zu, und sendeten ihm Kugeln zum Willkomm entgegen. Er erboth und erhielt von Montecuculli 2000 Mann Hülfstruppen. Zum Anführer gab ihnen der Held den alten erfahrnen Obersten Gerard. Zwar gelang es Kemeny nun seinen Gegner Apaffy, durch Ueberfall nach Schäßburg zu jagen, wo er aber eben so wenig Hülfe fand. Bey Nacht und Nebel verliessen ihn seine Truppen, und er hatte nur mehr die Wahl, eiligst zu fliehen, oder als Gefangener in die Hände seines Feindes zu fallen. Da begegnete dem Kemeny, was so vielen andern geschehen ist, die gleichfalls tapferer waren als klug, er ließ sich durch Unterhandlungen täuschen. Während des Fouragierens von den Türken überfallen, blieb er gleich seinem Vorgänger Ragoczy mit dem größten Theile seines Korps auf dem Platze. (23. Jän. 1662.)

Am

Am 11. Jänner traf Montecuculli in Kaschau ein, den Sitzungen der oberungarischen Stände beyzuwohnen, aber er erlebte in diesem Friedens- und Freundschaftsgeschäft nicht mehr Freude, als den Sommer vorher im offenen Felde. Was die Sache selbst mit sich brachte, was keine Verzögerung litt, Verpflegung gegen Beystand, Ueberlassung der festen Plätze, — das konnten doch alle seine Vorstellungen nicht erwirken. Die Abgeordneten wankten beständig zwischen dem Mond und dem Kreuze. Unzeitige Furcht für alte Vorrechte ließ sie des hohen dringenden Interesse, der Sicherheit des Reiches und der halben christlichen Welt vergessen. — Vergeblich stellte Montecuculli vor: „Daß, da man diese Hülfe angesucht habe, man ihr doch auch ein Obdach schuldig sey, daß man sie nicht einen Augenblick aus dem Reiche entfernen könnte, ohne die mord- und raublustigen feindlichen Schwärme wieder herzuziehen. Selbst ihre Ernten hätten sie nur durch jene Diversion in Sicherheit gebracht, die er nach Siebenbürgen gemacht habe. Er müsse Besatzung in Kaschau legen, um daraus einen Waffenplatz zu bilden." — Aber das alles war tauben Ohren gepredigt. „Die Quartiere seyen nun einmahl mit dem alten Herkommen nicht verträglich, in Kaschau müssen vor Allem für die benachbarten ungarischen Edelleute Wohnungen vorbehalten werden, falls sie sich dahin flüchten wollten, man bäthe dafür, die Armee lieber aus dem Lande zu führen."

Das war die ganze Antwort, die Montecuculli erhielt. Auch ein, im May nach Preßburg ausgeschriebener Landtag hatte keinen bessern Erfolg, und nur, daß die Türken die gar so schlechte Verfassung ihrer Gegner nicht glauben konnten, daß kein Amurath, Muhamed oder Suleyman mit dem heiligen Säbel von Eyub umgürtet war, daß Montecucullis würdiger Gegner, der grosse Kiuprili mehr noch mit den Ränken des Divans und Harems zu kämpfen hatte, das rettete; — darum ist Süddeutschland von Passau bis Triest nicht so gut türkisch geworden, als aus gleichen Anlässen das schöne byzantinische Reich.

Wohl ist es eine traurige und unbegreifliche Wahrnehmung, daß Vorurtheile und Leidenschaften oftmahl auch gegen ein so hohes, nahes und dringendes Interesse verblenden, daß die Ungarn nicht bedacht haben, ein Herkommen, eine Konstitution, seyen sie noch so alt und ehrwürdig, bedürften eben darum doch der Verbesserung, weil sie zu einer ganz anderen Zeit, für ganz verschiedene Bedürfnisse entstanden, und noch kein menschlicher Verstand etwas gefunden hat, das für jede Zeit, und für alle Umstände gleich gut gewesen wäre; daß eben, je besser nnd glücklicher eine Verfassung sey, man desto mehr Kraft und Nachdruck im Inneren sammeln, desto mehr Aufmerksamkeit nach Aussen richten müsse, sie auch zu erhalten. Auf welcher Stufe würde die noch unentmannte Nation

stehen, hätte sie damahls gedacht und gethan, wie unter Theresia, wie mehr als einmahl in unseren Tagen, sich selbst zum ewigen Ruhm und Nutzen und zum unvergänglichen Dank ihrer deutschen Brüder, die auch mehr als einmahl, Gut und Blut zur Rettung des herrlichen Reiches daran gesetzt haben.

Aber nicht die Ungarn allein vereitelten Montecucullis Anstrengungen, fast noch mehr in diesem und in den französischen Kriegen Leopolds eigene Minister, die Fürsten Johann Ferdinand von Portia und Wenzel Euseb von Lobkowitz.

Portia, Ferdinands III. Jugendgespiele, hatte gleich, als Leopold mit sechzehn Jahren den Thron bestieg, grossen Einfluß auf diesen Monarchen gewonnen, und sich dessen auf eine doppelt ungeziemende Weise bedient, einmahl um den Kaiser von seinem natürlichen Hange zu vielen und ernsten Arbeiten abzuhalten, und dann seine Familie zu bereichern. Er war einer von denen, die das Schicksal einem Staate sendet, damit er mittelmäßig bleibe oder werde. Er wollte es mit Niemanden verderben, und ohne unterbrochen zu werden, sich von einer Vergnügung in die andere stürzen. In seiner Jugend hatte er den Ruhm persönlichen Muthes, darauf auch jenen eines gebildeten Geistes, und vielseitiger Geschäftserfahrung errungen. Diesen Ruf zu erhalten, stimmte er ewig

für Frieden und für Vermeidung jeder grossen Krise. Im Kriege rieth er zum Frieden, — im Frieden ließ er alle Wehranstalten verfallen, aus lauter Sorgfalt, den Erbfeind nicht zu reitzen; — als ob die beutelustigen Janitscharen Montecuculli und seine Nachfolger lieber wohlgerüstet, und unangreifbar gesehen hätten, als wehrlos. — Als der Divan die Räumung Siebenbürgens und mehrerer Grenzplätze, die Entlassung der Insurrektion; als ein Theil der Ungarn die Entfernung der Armee verlangte, scheint Portia dieses für einen wohlgemeinten Rath gehalten zu haben, denn er befolgte ihn. Er bedachte weder die Schmach fremder Vorschrift, noch die Gefahr, eben das zu thun, was der Gegner will, (vor, in und nach dem Krieg allemahl das Schlimmste!) noch das alte Beyspiel der punischen Schiffe, noch das ganz neue der Ferdinandeischen Reiterey (S. das Leben Ferdinands II. und Wallensteins im VIII. und I. Bändchen), noch die Fabel der alten Weisen von den Schafen, die ihre Hunde den Wölfen auslieferten!! — Er suchte die Sicherheit in der Ohnmacht. Auf ihn geht die Stelle Montecucullis, die wir oben anführten.

Weit genialischer war Lobkowitz, ein Mann von grosser Weltkenntniß und Feinheit, in den gewöhnlichen Administrationsgeschäften sehr thätig, aber ohne allen tiefen, inneren Sinn für grosse Geschäfte, darum auch ohne wahre Vaterlandsliebe; genau bekannt mit dem Geist der In-

trigue, aber nicht mit dem, davon weit verschiedenen Combinationsgeist, unfähig ein Geheimniß in seiner Brust zu verschliessen, allzuleicht sein Vertrauen verschenkend — beredt, ewig fröhlich, von den gefälligsten Formen, von skalpirendem, unerschöpflichem Witze, ein Maitre de plaisirs, wie vielleicht noch keiner war.

Selbst als er (17. Oktober 1673) plötzlich seiner Würden und Aemter entsetzt, auf einem offenen Kalesch, von Dragonern umgeben, dem gaffenden Pöbel zur Schau nach Raudnitz abgeführt, dort strenge bewacht, kein Brief, kein Gespräch ihm zugelassen wurde, verließ ihn jene Jovialität nicht, die einst den Jesuiten so manchen argen Streich gespielt hatte. — Er ließ sich einen Saal, halb mit fürstlicher Pracht, halb wie eine arme Hütte zurichten, that in der einen Hälfte, was seinem vorigen, in der andern, was seinem jetzigen Zustande geziemte, und beschrieb die Wände mit Lächerlichkeiten und mit der Chronique scandaleuse seiner Widersacher.

Alles klagte ihn laut als einen Söldner des Kabinets der Thuillerien an. Gewisser ist, daß er jedem dezidirten Zustand abgeneigt war, darum auch das, wider Leopolds Todfeind, den Kardinal von Fürstenberg bereits gesprochene Todesurtheil hintertrieb, und alle Operationen wider Frankreich lähmte oder durchkreuzte. — „Wider Ludwig XIV.

und seine immer siegreichen Marschälle könne man nun einmahl doch nicht auslangen, so sey es dann — meinte er — am Besten und am Kürzesten, um jeden Preis mit ihm in Freundschaft zu leben." Er sagte auch ganz ungescheut den holländischen und mehrern churfürstlichen Gesandten: „Sie möchten sich auf den Kaiser nicht allzusehr verlassen, er wolle und könne es mit Frankreich nie ganz verderben, und was der allerchristlichste König so eben in den spanischen und vereinigten Niederlanden gethan, lohne wahrhaftig nicht der Mühe, daß der Kaiser auch nur ein Pferd darum satteln ließe." — So stiftete er auch (1671) das unpolitische Bündniß zwischen Leopold und Ludwig, und als es dennoch zum Kriege kam, trieb die Verrätherey ihr Spiel in Wien so schamlos, daß Montecuculli einst in einer Aufwallung gerechter Indignation an den Kaiser schrieb: „Er möchte künftighin seine Ordres und Operationsplane lieber gerade nach Paris schicken, damit der Feind wenigstens an der Aufrichtigkeit dieser Mittheilung zweifle. Bisher habe er immer schon vorher aus den Anstalten und Bewegungen Türennes die Befehle errathen, die er bald darauf aus Wien bekommen habe."

Doch sprachen die Meisten Lobkowitzen selbst, zwar nicht von unverzeihlichem Leichtsinne, doch aber vom Verrathe frey. Dieser Verdacht fiel ganz auf seinen Sekretär und unumschränkten Günstling, einen geitzigen Italiener, der auch verhaftet

und auf die Folter gebracht worden ist. Aber auf dieser harten Probe zeigte er sich als einen treueren Diener als Unterthan. Keine Marter konnte ihm ein Geständniß abpressen, das den Fürsten hätte kompromittiren können.

Diese Männer waren es, mit welchen Montecuculli mehr noch zu kämpfen hatte, als mit den Feinden.

Gegen ihre Gewohnheit früh, standen die Türken vereinigt mit Apaffy und mit mehreren walachischen Heerhaufen im Felde, und belagerten Klausenburg. Tapfer vertheidigte es der Kommandant David Redani, die Feinde hatten beträchtlichen Verlust. Endlich — und nicht zu früh kam der Entsatz. Oberst Schneidau mit Montecucullis Avantgarde warf den türkischen Nachtrab. Oberst Post, Führer einer andern Colonne, drang durch den Verhau und die Verschanzungen des wider die Kaiserlichen aufgebothenen Landvolkes, und hieb es größtentheils nieder. Apaffy hob die Belagerung in wilder Eile auf, ohne die Ankunft der Sieger abzuwarten, welche dabey vieles Geschütz, Mund- und Kriegsvorrath erbeuteten. Das war die einzige bedeutende Waffenthat dieses Feldzuges. Dessen ungewiß, was bey längerer Fortdauer des Krieges Frankreich thun würde, oder vielmehr nur zu gewiß seiner heimlich feindseligen Gesinnungen, hatte man immer ernstlich Frieden mit der Pforte

gesucht. Zu Temeswar wurden die Unterhandlungen wirklich eröffnet, aber was Montecuculli den Ungarn so treu vorhergesagt, was unter diesen Umständen gar nicht ausbleiben konnte, traf ein. Durch ihre zahlreichen Kundschafter wohl unterrichtet, wie wenig Leopold und sein Heer von den Ungarn, und wie geringen Widerstand daher die Türken bey der Fortsetzung des Krieges zu erwarten hätten, brachen sie hochmüthig den Kongreß ab, und warfen den Fehdehandschuh noch einmahl hin. Krieg und Unterhandlung war leider im gleichen Geiste geführt worden, ohne Plan, ohne Nachdruck, somit auch ohne Erfolg.

Im nächsten Feldzuge (1663) rückte der Großvezier mit einem wohlgerüsteten, 100,000 Mann starken Heere heran. Ihm entgegen stand Montecuculli mit sechs tausend. Am Schluße der vorigen Campagne hatte man noch 4000 Mann alter Truppen zur Beförderung der Absichten des Madriterhofes nach Italien geführt, und das kleine kaiserliche Heer, weil seine Unterbefehlshaber unter sich selbst ganz zerfallen waren, und Einer dem Andern zuwiderhandelte, noch darüber hin in mehrere Korps getheilt, um den hohen Zweck zu erreichen, jedem der Mißvergnügten (die vielmehr einen Platz auf der Festung verdient hätten) ein eigenes Kommando geben zu können.

In dieser verzweifelten Lage behielt Montecuculli dennoch den Oberbefehl. Oft hatte er sein Leben an seine Pflicht gewagt, nun wagte er noch mehr, — er wagte auch seinen Ruhm. Wir haben unzählige Beyspiele, daß auch Andere das Erstere gethan haben, aber sehr wenige von dem Letzteren.

Die Donau (der grosse Eugen nannte sie mit Recht die Säugamme der Armee) zu erhalten für die Zufuhr, und um, wenn der Feind auf dem einen oder anderen Ufer mit getheilter Macht stünde, plötzlich mit ganzer über ihn herzufallen, und ihm wenigstens im Kleinen Abbruch zu thun, das war seine erste Sorge. Er setzte sich bey Ungarisch-Altenburg, um den drey äusserst wichtigen Plätzen Komorn, Raab und Neuhäusel zu Hilfe eilen zu können. Wohin sich der Feind wendete, Montecuculli stand auf der Sehne des Bogens, den jener hätte beschreiben müssen.

Auch noch in dieser dringenden Noth gab es Bedenken und Zweifel. Eine Protestation des Graner Erzbischofs, Primas des Reichs, machte, daß man die Truppen erst in der Mitte des July versammeln konnte. Graf Adam Forgacs, der das in Eile zusammen getriebene Aufgeboth befehligte, rückte dem Großvezier, der in den ersten Tagen des Augusts bey Gran über die Donau gesetzt hatte, muthig entgegen, und wagte (7ten August 1663)

ein Treffen, in dem er aller Tapferkeit ohngeachtet, den Sieg und das Leben verlohr, sein ganzes Korps ward getödtet, gefangen, versprengt, ein Verlust, der bey der Schwäche der Streitkräfte und bey dem Umstande doppelt verderblich war, daß der allzukühne Forgacs auch einen Theil der Besatzung des hart bedrohten Neuhäusel mit aufgeopfert hatte. Kaum daß Montecucullis kluge Bewegungen und das ungewöhnlich starke Austreten aller Gewässer den Großvezier hinderten, Neuhäusel durch einen Handstreich zu nehmen, bevor der kaiserliche Feldherr frische Truppen hineingeworfen hatte.

Man versuchte noch einmahl zu Preßburg und zu Wartberg die Gemüther zu stimmen, aber alles war mißmuthig, bestürzt, uneins. — Zahlreiche, tatarische Horden schwärmten bis ins Marchfeld und gegen Mähren, andere an die steyerische Gränze, ihre flüchtige Spur durch Feuer und Schwert bezeichnend. Montecuculli mit kaum mehr 4000 Mann mußte sich noch glücklich preisen, Preßburg zu decken. Er warf sich in die Insel Schütt und erhielt sie gegen jeden Angriff der feindlichen Ueberzahl.

Am 22sten September fiel nach heldenmüthigem Widerstande Neuhäusel, nachdem zwey Drittheile der Besatzung, theils durch Stürme und Ausfälle, theils durch Hunger umgekommen waren. Nun bath endlich Preßburg um die Besatzung,

welche es vor diesem Unfalle zweymahl abgewiesen hatte.

Es war einer der vielen, unverdienten, glücklichen Zufälle, daß der Großvezier mit seiner Uebermacht so wenig vom Invasionskriege verstand, und sich begnügte, das jämmerlich zugerichtete Neuhäusel stärker als vorher wieder herzustellen, dann aber ins Winterquartier zu eilen. Dasselbe that Montecuculli. Da er sich nun in zwey Feldzügen aufgeopfert, ohne daß alle seine Bitten und Vorstellungen den Gang des Ministeriums hätten ändern können, so legte er seine Befehlshaberstelle nieder.

Dieser Feldzug (oder vielmehr dieses Feldlager, denn unternommen konnte nichts werden) war einer der unglücklichsten und schmählichsten, für Montecuculli aber vielleicht der ruhmvollste. Aufgehoben, aufgerieben hätte er werden sollen, doch stand sein ausharrender Muth für ein Heer, seine Klugheit für Magazine und Festungen. Aber seine Neider wiesen nur auf das hin, was geschehen, nicht auf das, was verhütet worden war. Es war nur eine Fortsetzung des bisherigen Ganges der Dinge, daß die Minister, seine Resignation anzunehmen sich keinen Augenblick bedachten, und noch eine Art des Triumphes darinn suchten, ihn durch diese Eile fühlen zu lassen, daß man seiner nicht bedürfe, und um recht zu zeigen, daß es dem

Kaiser nicht an Generalen fehle (vielleicht auch, um den Mangel der Soldaten durch die Menge der Feldherrn zu ersetzen) stellte man statt des Einen, Drey an die Spitze.

Diese drey waren Männer von sehr ungleicher Art. Wolf Julius, Graf zu Hohenlohe-Neuenstein, ein unter den Hugonotten, unter Ranzau, unter dem grossen Conde viel geprüfter, erfahrner, aber wilder, stürmischer Krieger, den als Studenten in Paris die sorgsamste Bewachung und späterhin auch das Gefängniß auf der Citadelle von Antwerpen von seinem Lieblingshandwerk nicht hatte abwenden können, eben so unduldsam gegen Alles, was nicht deutsch war, wie sein Nebenmann, der Ban von Kroatien, Graf Peter Zrini (Urenkel des Leonidas von Szigeth) gegen alles Deutsche. Zrinis politische Gesinnungen sah man überdieß mit allem Rechte für zweydeutig an. Er starb sechs Jahre darauf als Hochverräther durch Henkers Hand. Der dritte war der Florentiner, Marchese Peter Strozzi, ein gewandter Höfling und Unterhändler, als solcher erprobt unter Trautmannsdorf beym westphälischen Friedensgeschäfte, am Hofe des grossen Churfürsten, während des pohlnischen Krieges, auf dem Landtage zu Preßburg, und eben jetzt in Versailles, wo er den Succurs auswirkte, der nachhin das Treffen von St. Gotthard entschied. Des Ersten Muth, die Vaterlandsliebe des Zweyten, die bedächtliche Fein=

heit des Dritten würden (so hoffte man) wohl durch einander gemengt, gerade die Mischung geben, die zu einem gedeihlichen Ganzen führen könnte. — Aber es geschah, was in solchen Fällen immer geschieht, die drey Anführer konnten sich keinen Augenblick über den Operationsplan vereinigen.

Man beschloß nach vielen Widersprüchen, der Osmannen Unthätigkeit zu nützen, und eine Wintercampagne zu machen, in Feindes Land zu fallen, und ihm durch Verheerungen und durch die Wegnahme mehrerer Gränzplätze jedes rasche Vorrücken für den kommenden Feldzug zu erschweren, nur ein kleines Korps blieb an der Donau, mit der Hauptmacht schien es, wollte man in die Flanke des Feindes operiren. Sie brach aus der Steyermark vor, nahm Bresnitz und Szigeth, konnte aber Fünfkirchen nicht gewinnen, und weniger deshalb, als wegen der offenen Entzweyung zwischen Zrini und Hohenlohe, welche Strozzi vergeblich zu vermitteln strebte, zog sich das kaiserliche Heer wieder über die Muhr zurück. — Ein Genieoffizier, dem es an Genie mangelte, wußte den stürmischen Zrini für die unausführbare Idee blind einzunehmen, Canischa durch einen Coup de main zu erobern. Von dem entfernten Regensburg aus, befahl Leopold, daß dieses Projekt ausgeführt, und zwar, daß es am 8ten März ausgeführt werden sollte. — Auch geschah der Versuch, aber die drey Kommandirenden hatten über die Mittel und An-

stalten so verschiedene Ansichten, auch fand man den Feind gegen alle Erwartung und ganz gegen die früheren, so erwünschten, nur leider nicht wahren, Nachrichten, so wohl vorbereitet, daß man genöthiget war, alle Erstürmungsideen fahren zu lassen, und eine förmliche Belagerung zu beginnen.

Was Strozzi seinen beyden Kollegen vorher gesagt hatte, traf zu. Die Belagerung rückte sehr langsam vor, desto schneller aber der überlegene Großvezir zum Entsatze heran. Am 1ten Juny wurde die Belagerung aufgehoben, vieler Mund- und Kriegsvorrath aus Mangel der nöthigen Bespannung ins Wasser geworfen, und die Millionen, welche dieses Unternehmen gekostet hatte, theilten dieses Schicksal, dafür gewann der Feind die Muhr und schloß das, von aller kräftigen Hilfe entblößte Serinwar ein. Strozzi war des Zankes zwischen Zrini und Hohenlohe müde, und darüber ergrimmt, daß man die Türken eine Insel in der Muhr hatte wegnehmen lassen, welche für die Stellung des Heeres selbst bedenklich war. Den Degen in der Faust, an der Spitze der Musquetiere, eroberte er sie wieder, über 3000 Türken wurden niedergehauen oder in den Fluß gesprengt, aber eben als er seiner Truppe für die bewiesene Tapferkeit dankte, flog ihm eine Kugel durch den Kopf. (27sten May 1664).

Kein unbedeutender Verlust für die kaiserlichen Waffen! Obgleich mehr Diplomate als Feldherr, hatte Strozzi, der nur 37 Jahre alt wurde, und einem uralten Hause angehörte (wem sind die Nahmen des Andreas, Leo, Philipp, Peter, Cyriak, Battista und der Laurenzia Strozzi unbekannt?) doch 1645 unter Hunoldsstein als gemeiner Piquenier zu dienen angefangen, überall hohen, persönlichen Muth bewiesen, in Böhmen, vor Allessandria della Paglia, in Holstein, in Siebenbürgen und vor Kanischa gefährliche Wunden erhalten. Er war der Liebling des gemeinen Mannes, strenge mit sich selbst, freygebig gegen die Soldaten, für die seine Mundköche mehr als für ihn selbst beschäftiget waren. Die Verpflegung der Kranken und Blessirten besorgte er väterlich, und besuchte gewöhnlich, zweymahl des Tages die Spitäler selbst.

Dieser Todfall brachte die Verwirrung aufs höchste. Nun schrieb Leopold eigenhändig an Montecuculli: „Leider habe alles so eingetroffen, wie unser Held es ihm vorhergesagt" und befahl ihm, sich eilends nach Kroatien zu begeben, und den Oberbefehl zu übernehmen.

Gut zu machen, was andere trotz aller Warnung und so arg verdorben haben, ist kein leichter noch angenehmer Auftrag. Aber Montecuculli liebte sein Vaterland und seinen Kaiser. — Obgleich

gekränkt, gehorchte er dennoch ohne Widerrede, gieng am 8ten Juny von Wien ab, berathschlagte zu Gratz noch einmahl mit den Ministern und traf am 15ten Juny im Lager ein.

Seine erste Sorge war die Muhr zu behaupten. Serinwar eilig und fehlerhaft befestigt, von den Türken wüthend beschossen und bestürmt, hatte keine Rettung mehr zu hoffen. Montecuculli befahl dem Kommandanten die Werke zu sprengen und sich dann zu ihm ins Lager zu ziehen, der glaubte, sich noch einen Tag länger behaupten zu können, aber eben den Tag hatte der Feind zum Generalsturm bestimmt. Fast die ganze Besatzung fiel unter dem Schwerte der Sieger, nur wenige retteten sich ins Lager. — In dieser Bestürzung dachten die Türken auch den Fluß zu gewinnen, aber nach zweystündigem, hartnäckigem Gefechte wurden sie mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen, alle wiederhohlten Attaquen hatten nur denselben Erfolg.

Mittlerweile entglühte der Krieg auch auf einer anderen Seite. Der Hospodar der Wallachey hatte mit türkischen und tatarischen Haufen Lewenz angegriffen. Montecuculli detachirte Heider und Souches dem Platz zu Hilfe. Ohne die zögernde, ungarische Hilfe abzuwarten, stürzten sich diese beyden (29sten July 1664) muthig

auf

auf den Feind, und richteten unter selbem eine völlige Niederlage an.

Montecuculli machte hierauf ernste Gegenanstalten, der Uebermacht des Großveziers zu begegnen, der es allen Anstalten zufolge auf Raab und dann auf Oedenburg und Neustadt, und gelänge es hier, auf Wien selbst gemünzt hatte. — In dieser grossen Noth sendete er Couriere über Couriere, um die französische und Reichshülfe in Eilmärschen an sich zu ziehen. Diese führte Hohenlohe, jene der Gouverneur von Autun, Graf Johann Coligny, aus einem fruchtbaren Heldenblute, Großneffe Kaspars, des in der Blutnacht von Saint Barthelemy erwürgten Großadmirals — und Franz de la Feuillade, aus dem Hause Aubusson, welcher hiernach auf Candien und vor Besancon sich des heldenmüthigen Rhodiser Großmeisters, Peter d'Aubusson, würdig bewiesen.

Die Vereinigung wurde zwischen dem 16. und 26. July vollständig bewerkstelliget. Man wendete sich an die Raab. Am 25. wurden 15,000 feindliche Reiter, welche sich von Sarvan gegen Körmend drängten, die Raab zu übersetzen, und den 27. und 28. ähnliche, noch lebhaftere Versuche des Großveziers zurückgeschlagen.

Sofort geschah am ersten August 1664 das denkwürdige Treffen bey St. Gotthard, welches der kaiserlichen Haupt- und Residenzstadt Wien das Schicksal, von den Moslemins belagert zu werden, um zwanzig Jahre verzögerte. Achmet Kiuprili hätte zuverlässig weniger Fehler gemacht, als Kara Mustapha.

Am 31. July in der Nacht war es durch unbegreifliche Nachlässigkeit der ausgestellten Posten einigen tausend Türken gelungen, eine halbe Meile oberhalb des kaiserlichen Lagers die Raab zu übersetzen, und sich auf dem herwärtigen Ufer zu verschanzen. Am folgenden Morgen um 9 Uhr brach der Großvezier auf mit ganzer Macht, diesen Fehler zu nützen, und den Uebergang, es koste was es wolle, an einem Orte zu erzwingen, wo der Fluß kaum zwölf Schritte breit war, und überdieß noch durch einen gegen das jenseitige, höhere Ufer eingebogenen Winkel das Unternehmen sehr erleichterte. Die Franzosen, denen man nicht recht traute, bildeten den linken Flügel, den rechten die Kaiserlichen, in das Zentrum stellte Montecuculli die zwar wenig verlässigen Reichstruppen, aber sich selbst dazu.

Der Großvezier griff das Zentrum an, ungestüm, mit abgewechselten Truppen. Die Reichssoldaten flohen bis zu ihrer Bagage, die zur Unterstützung herbeyeilenden Regimenter Nassau und Schmidt vermochten nicht der Unordnung einen

Damm zu setzen. Feuillade sprengte lärmend zu Montecuculli heran, fluchend über die Feigheit der Deutschen: „Alles sey schon verloren!“ kaum beruhigten ihn des Helden kaltblütige und ernste Worte.

Inzwischen hielt der Markgraf Herrmann von Baden die Reichstruppen auf, fiel mit einer Reserve dem Feind in die Flanke, und warf ihn wieder bis an das Wasser zurück. Da entfaltete der Großvezier seine ganze Ueberzahl. Neue Truppen setzten den Angriff auf das Zentrum mit aller Heftigkeit fort, oberhalb, unterhalb schwammen grosse Schwärme von Kavallerie über das Wasser. Das christliche Heer war in der entscheidendsten Gefahr überflügelt und aufs Haupt geschlagen zu werden. Montecucullis scharfer, besonnener Blick und seine unerschütterliche Geistesgegenwart retteten. Seinem eigenen Kürassier- und dem Sporkischen Dragonerregiment, den einzigen, die noch nicht im Feuer gewesen waren, befahl er den oberen Theil des Flusses zu decken, den untern vertraute er den Franzosen. Er selbst sprengte wieder zum Mitteltreffen zurück, unter welchem beynahe eine völlige Verwirrung eingerissen hatte. Da verließ den Helden auf einen Augenblick sein kaltes Blut. „Keine feige Flucht, nur unsere Fäuste können uns retten! (rief er) Angreifen müssen wir, schlagen oder fallen, hier auf dieser Stelle uns mit Lorbeern krö-

nen, oder mit Zypressen, den Sieg finden, oder das Grab."

Das Feuer seines Blickes und dieser Rede durchzuckte, wie ein electrischer Funken das ganze Heer. Mit gewaltigem Geschrey warfen sich die Regimenter Lothringen, Spick, Pio, Tasso, Schneidau und Rappach neuerdings auf den Feind, die Reichstruppen, von Hohenlohe vorangetrieben, suchten die Schmach ihrer Flucht in Feindes Blut wieder auszuwaschen. Der Franzosen soldatische Biederkeit und hitziger Angriff ließ keinen Zweifel mehr an der vollen Aufrichtigkeit ihrer Mitwirkung übrig. Hartnäckig widerstanden die Janitscharen, reihenweise niederhauen konnte man sie, aber nicht zum Fliehen bringen; als aber Spork und die kaiserlichen Dragoner und Kroaten siegjauchzend zurückkehrten nach vollbrachter Niederlage der ober- und unterhalb des Hauptgewühles herübergesetzten Feinde, riß auch hier panischer Schrecken unwiderstehlich ein. Was der Picke und dem Pallasch entgieng, fand im Wasser oder im besinnungslosen Gedränge den sicheren Tod. Auf 16,000 Mann wurde der feindliche Gesammtverlust geschätzt. Sieben Stunden — von 9 Uhr bis nach vier Uhr Abends hatte der Sieg gewankt.

Montecuculli drang auf schleunige Verfolgung, aber der eigene Verlust, die Schwäche und Ermattung des Heeres, 30,000 frische Spahis, die sich

am andern Ufer zur Deckung des Rückzuges zeigten, der hoch angeschwollene Fluß, — das waren die Gegengründe, welche alle anderen Generale seinem Wunsche entgegen setzten. Blos Nadasdy mit Husaren und Kroaten beunruhigte den fliehenden Feind. Bald darauf aus dem Reiche angelangte Verstärkungen erlaubten doch, dem Großvezier seinen Rückzng von Stuhlweissenburg gegen Gran von mehreren Seiten zu erschweren. Montecuculli selbst stellte sich gegen die Waag, und both darauf dem Kiuprili bey Neuhäusel eine neue Schlacht an, die dieser aber sorgfältig vermied.

Unter Planen und Märschen ihn dennoch dazu zu zwingen, überraschte unseren Helden die Nachricht: „Man habe am Wienerhofe den von den Türken neuerdings gebothenen Waffenstillstand angenommen. Zwanzig Jahre sey seine Dauer.“ — (17. Sept.) Jeder Theil blieb in seinem Besitze, die Pforte behielt Neuhäusel und Großwardein, erkannte Siebenbürgen für frey, der Kaiser aber den Apaffy als rechtmässigen Fürsten. Furcht vor dem Uebermuthe der Franzosen, und vor den Ungarn selbst, hatte diesen Stillstand nicht wenig beschleunigt.

Der Kaiser ernannte Montecuculli zum General-Lieutenant (Generalissimus) und — wie späterhin auch Eugen — zum Präsidenten des Hof-

kriegsrathes, der seine früheren Entwürfe so oft durchkreuzt hatte.

Im Jahre 1666 bekam er den ehrenvollen Auftrag, des Kaisers Braut, Margarethe, Philipps IV. Königs in Spanien Tochter, von Madrit nach Wien zu führen. Der katholische König verlieh ihm den hohen Orden des goldenen Vliesses. Zwey Jahre später geleitete er des Kaisers Schwester, die Erzherzoginn Eleonore, nach Krakau, wo sie sich mit dem Pohlnischen König Michael vermählte.

Die kurze Zwischenzeit des Friedens lebte Montecuculli den Staatsgeschäften und den Wissenschaften, und genoß, was Cicero so sehr gewünscht hatte, otium cum dignitate.

Die bereits gegen die Franzosen, Schweden und Türken ruhmwürdig geführten Waffen sollte er noch einmahl gegen die Ersteren kehren, und gegen Türenne, der ihn schon von Zusmarshausen her kannte.

Die Invasion Hollands durch Ludwig XIV. mahnte endlich alle Mächte wider seine täglich unduldsamere Präponderanz auf, und machte einen seiner unpolitischen Alliirten nach dem andern von ihm abwendig. Nur langsam, der schläfrigen Anstalten wegen, und nur mit 18,000 Mann konnte

sich Montecuculli gegen den Rhein ziehen, ihm war zugleich befohlen und verbothen, sich mit dem Heere des grossen Churfürsten von Brandenburg Friedrich Wilhelm zu vereinigen. Ersteres von dem Kaiser, Letzteres von dem allmächtigen Fürsten von Lobkowitz. Er wollte über den Rhein und die Mosel, den Franzosen die Zufuhr abzuschneiden, die drey ersten Churfürsten des Reiches verwehrten es ihm. Er versuchte dasselbe bey Maynz, da warf sich ihm Türenne in den Weg. Endlich konnte er sich mit dem Churfürsten vereinigen, mit ihm die Truppen des kriegerischen Bischofs von Münster, Christoph Bernhard von Galen aus Westphalen jagen, aber bald darauf mußte er sich in die Winterquartiere nach Böhmen ziehen.

Dadurch geschah es, daß Türenne übermächtig auf den Churfürsten von Brandenburg losgieng und ihn zu einem Separatfrieden zwang.

Schon im May 1673 musterte der Kaiser selbst bey Eger das Heer, welches Montecuculli an den Rhein führen sollte. Es zählte 30,000 Mann, 10,000 Mann Reichstruppen stiessen in Franken zu ihm, damit rückte er über Nürnberg hinaus, im Herzen den heissen Wunsch, den verlornen ersten Feldzug wuchernd hereinzubringen, in der Tasche Lobkowitzens geheime Befehle, nichts Entscheidendes gegen die Franzosen zu unternehmen. Türenne kam ihm bis Windsheim entgegen. Da übten

sich die beyden, grossen Kriegskünstler in Märschen und Stellungen, bis Montecuculli seinen Vortheil ersah, den Fürstbischof von Würzburg, ohngeachtet er den Franzosen die Neutralität gelobt, glücklich gewann, und dadurch schnell und ohne einiges Hinderniß bey Würzburg den Mayn passirte. Türenne rächte sich dafür an dem armen Lande durch jene unmenschlichen Verheerungen, welche in dem ritterlichen Charakter dieses Feldherrn dennoch ein unauslöschlicher Flecken bleiben.

Dagegen kam Montecuculli glücklich bis Coblenz, vereinigte sich mit dem Batavischen Generalstatthalter, Prinzen Wilhelm von Oranien, nachmahligen König Großbritanniens. Bonn, welches die Verbindung zwischen Deutschland und den vereinigten Provinzen öffnete, wurde genommen. Die französische Garnison fühlte die Wichtigkeit dieses Platzes, der ohne Gräben und elend befestiget war, sie vertheidigte sich tapfer durch acht Tage, eines raschen Entsatzes gewärtig, aber vergeblich. Dieser schönen Unternehmung Montecucullis ohngeachtet, bestimmte man dem Churfürsten von Brandenburg den Oberbefehl für die kommende Campagne. Er, unserem Helden die Zögerung des vorletzten Feldzuges beymessend, hegte bitteren Groll wider ihn, Montecuculli fand sich seiner Seits eben so wenig angezogen durch diesen Verdacht, den er unschuldig trug. Zurücksetzung wollte der graue Held nicht dulden, aber auch nicht, wie manche Andere

dem Scheine nach gehorchen, und in der Wirklichkeit verrathen. Ausser Stande kräftig zu nützen, legte er seinen Kommandostab nieder. Mit äusserster Anstrengung hatte man (1674) die kaiserliche Armee auf 70,000 Mann gebracht, aber ihre bunte Zusammensetzung wurde noch bedenklicher durch die vielen und uneinigen Befehlshaber. Der Prinz von Oranien, ein grosser Staatsmann, aber unglücklicher Feldherr, und nach Art vieler grossen Männer sich eben darinn am Größten wähnend, wo er am Kleinsten war, bestand durchaus auf dem Oberbefehl. Die Kaiserlichen kommandirte der Feldmarschall, Ludwig Rattuit Graf von Souches.

Von gutem, aber armen Adel aus Rochelle, der Hugonotten berühmter, letzter Zufluchtsstätte, selbst Reformirter, war Souches auf gut Glück zu Fusse aus der Heimath bis in das Herz von Schwaben gewandert, und dort unter die schwedischen Fahnen gerathen. Als Oberster beleidigt, nahm er seinen Abschied, trat in kaiserliche Dienste, wurde katholisch, Ruhmwürdig vertheidigte er Brünn gegen Torstensohn, er wollte den Schweden fühlen lassen, was sie an ihm verloren hätten. Auch in Pohlen that er brav, aber schon in Ungarn wollte er immer eigene Kommando's, und weder unter Montecuculli, noch unter einem Anderen stehen. Der Nahme des menschenfeindlichen, rach- und habsüchtigen, grausamen, aber tapfern, vielerfahrnen Mannes, der — allein und untergeord-

net sich selbst ganz unähnlich war, klang den Corruzzen, (für welche er eigne Todesstrafen ersann) so fürchterlich, daß sich bis auf diesen Tag Mährchen fortgepflanzt haben, wie er noch im Grabe keine Ruhe finde.

In diesem Kriege war er nun vollends nicht dazu zu bringen, dem Prinzen von Oranien zu gehorchen. Was auch die Holländer und Spanier unternahmen, er handelte immer nach eigenem Kopfe. Den Gewinn der Schlacht von Senef, in der beyde Theile noch beym Mondschein fortstritten, und auf dem Wahlplatze neben ihren Todten schliefen, würde sich der grosse Condé nicht haben zueignen können, hätte Souches nicht, wie in einem Fastnachtsspiele, noch in der Schlacht, nur in den Tag hineingefochten, ohne von des Prinzen Befehlen Notiz zu nehmen, und wie lachte ihm das griesgrame Herz, als er bey Condes Annäherung so viel Batavisches Geschütz und Vorrath im Stiche lassen konnte.

Er wurde abberufen und starb, acht Jahre darauf, ruhig und reich auf den Gütern, die ihm des Kaisers Gnade geschenkt. Solcher Verrath ist ein weit schleichenderes und verderblicheres Gift, als jener, um deßwillen Arko und Doxat den Kopf, Hettersdorf und Marsigli die Ehre verlören, — und solche Milde, die den Unterschied zwischen Verdienst und Mißverdienst aufhebt, und

die dem Guten und Schlechten gleiche Aussicht öffnet, muß den Geist einer Armee erkälten, und dadurch die Grundfesten des Staates selbst benagen.

Unternehmungen ohne Ausgang, Schlachten ohne Sieg, auch bey der Rheinarmee Spaltung und Mißtrauen in den Anführer, den kaiserlichen Feldmarschall, Herzog von Bournonville, den man mit Türenne einverstanden glaubte, des Kaisers Heer von 70,000 auf 20,000 geschmolzen, — das waren die Resultate des unseligen Feldzuges.

Grosser Verdacht, er sey nicht Feind der Feinde seines Herrn, fiel auf Leopolds ersten Minister, den Fürsten von Lobkowitz. Lange hatte die Kaiserinn Klaudia Felicitas, deren Vermählung er sehr entgegen gewesen, lange hatten die Jesuiten vergeblich an seinem Sturze gearbeitet. Endlich müssen aufgefangene Briefe den Kaiser überzeugt haben, von des Fürsten Verrath oder äusserstem Leichtsinn. Ohne Rechtfertigung oder Verdammung (ihm selbst war bey Lebensstrafe verbothen, sich nach der Ursache seines Falls zu erkundigen) entfernte man ihn, uneingedenk, daß, so wie es zwischen Schuld und Unschuld kein Mittel giebt, so auch zwischen Belohnung oder Bestrafung kein Ausweg seyn sollte.

Montecuculli durfte hoffen, nach dieser Entfernung würden auch die doppelten Befehle ausbleiben. Der Churfürst von Brandenburg war für

dießmahl genug durch die Schweden beschäftigt, und so übernahm unser Held noch einmahl das Oberkommando, und die Folgen fremder Fehler.

In der nächsten Campagne (1675) entwickelten Montecuculli und Türenne wieder die ganze Fülle ihres taktischen Genies, in künstlichen, aber beschwerlichen Contremärschen, bald um sich des neutralen Straßburg und damit einer Basis zur Eroberung oder Schützung des Elsaßes zu versichern, bald Philippsburg zu nehmen, bald die Pfalz zu decken oder zu verwüsten.

Nachdem beyde Theile in den verschanzten Lagern zu Offenburg durch Mangel an Lebensmitteln zum Aufbruche genöthiget waren, Montecuculli aber seinen Plan auf Straßburg auf keine Weise aufgeben wollte, both er den Franzosen eine Schlacht an, und itzt zeigte sich wider Vermuthen auch Türenne dazu geneigt; aber während er eine wichtige, dem kaiserlichen Lager nahe Höhe bey Saspach rekognoszirte, fiel er durch eine Kanonenkugel. Montecuculli feyerte sein Andenken mit den höchsten und aufrichtigen Lobsprüchen.

Mit diesem Todfall schien sich die Hyder der Zwietracht und Verwirrung, die lange genug im kaiserlichen Heere gewüthet hatte, auf das französische zu werfen, so daß der gemeine Mann selbst, darüber unmuthig, begehrte: „man sollte doch nur

die alte Schecke (Türennes Leibpferd) auslassen, die würde sie besser anführen."

Schnell trieb Montecuculli das verwaiste, von Lorges angeführte Heer über den Rhein. Zwar nöthigte ihn Conde die Belagerung von Hagenau aufzuheben, dagegen trieb er ihn von Straßburg hinweg, nahm Molzheim, belagerte Zabern, als ihn ein Kabinetsbefehl abrief, die alte, von Türenne für so wichtig gehaltene Reichsfeste Philippsburg zu belagern. Die wirkliche Wegnahme blieb seinem Schüler, dem Herzoge Carl von Lothringen vorbehalten.

Dieser Feldzug war Montecucullis letzter, aber nicht die letzte aus seinen vielen Kriegesthaten. — Unter solchen Umständen, solchen Gegnern das Gleichgewicht gehalten zu haben, war, wo nicht das Höchste, doch das höchste Erreichbare. Die Meisten wären unterlegen dem doppelten Anfalle sieggewohnter Feldherren von Vornen, geschmeidiger Höflinge im Rücken. Wie edel und treu hielt unser Held aus, nie besiegt, wenn er allein war, öfters Sieger, Stand haltend immer! Noch glänzender hätten freylich diese Campagnen werden können, wenn man nicht von mehr als hundert Meilen rückwärts ihn, den Führer, immer hätte führen wollen!

Im hohen Alter (1676) verlohr er seine geliebte Gattinn, aber eine noch weit schmerzlichere Wunde, der unrühmliche Nymweger Frieden brach sein altes, treues Herz. Das linderte seinen Schmerz wenig, daß ihm der katholische König das neapolitanische Herzogthum Melfi schenkte, und Leopold die Reichsfürstenwürde damit verband. Seit der Zeit jenes Friedensschlusses wich er, wo er konnte, allen Gesprächen über die grossen Angelegenheiten innerlich erröthend aus, nichts desto weniger fortfahrend, sich seinem Berufe mit dem alten Eifer zu weihen.

Als die Pest Wien verheerte, gieng Leopold nach Prag und von da nach Linz. Die letzte Reise schloß mit bösen Vorzeichen für Montecuculli. Das Schiff, auf dem er fuhr, wurde mit genauer Noth vom Untersinken gerettet. Als er an des Kaisers Seite zu Linz einritt, stürzte ein morscher Balken herab und verwundete ihn gefährlich am Kopf. Solch einen Zufall ertrug der, durch vieles Reisen, schwere Strapatzen, und im höheren Alter auch durch heftige Hämorrhoidal-Umstände geschwächte Körper des zwey und siebzig jährigen Helden nicht mehr. — Er starb nach wenigen Tagen, und ruhet in der ehemahligen Jesuitenkirche zu Wien.

Montecuculli war von Statur nicht groß und mager, Teint und Ausdruck ganz italienisch, das

Feuer seiner schwarzen Augen war durch Bedächtlichkeit und Feinheit gedämpft.

Seine Lebensart war äusserst mässig, er war eben so sehr ein Feind aller lärmenden Ergötzlichkeiten, als der Etiquette, sein Temperament unstreitig das melancholische.

Was er war, war er ohne Geräusch — „ein klug italienisch Haupt" — wie Carl der V. es haben wollte, (S. VI. Bändchen S. 128.) doch mit einem Herzen, welches werth war, ein deutsches zu seyn. Sein Muth war der stehende, ausharrende, unerschütterliche: viel seltner und in bösen Tagen viel nöthiger, als der anprellende, durchhauende, der mehr den eigenen Ruhm sucht, als des Vaterlands Heil, mehr für den Augenblick ist, als für die Dauer.

Sein Geist war ungemein ausgebildet. Alle Theile der Naturhistorie, der Historie und der Kriegswissenschaft hatte er ergründet. Gewiß ist die erste, im Grossen getrieben (und wer kann sie im Grossen treiben und das Detail ungewürdigt lassen? Eines ohne das Andere erzeugt nur die schädliche Mißgeburt der Halbwisser), eine wichtige Parthie in dem grossen Mosaiktableau der Strategie. Wie oft hat nicht eine einzige, winzig scheinende, zufällige Erfindung eines Chemikers, eines Handwerkers, Revolutionen her-

vorgebracht in der Art der Bewaffnung, des Feuers, der Verpflegung, der Märsche. Sollte es schwerer seyn, alle Fälle der Taktik zurückzuführen auf die Gesetze der einfachen und zusammengesetzten Bewegung, als man wirklich darnach der Weltkörper Lauf, und die ungeheure, excentrische Bahn der Kometen beurtheilte?

Indem das kriegerische Genie, die Geschichte Schritt für Schritt mit Völker- und Länderkenntniß verfolgt, lernet es eigene Fehler durch die Anschauung fremder vermeiden.

Der Natur und ihren Gesetzen fremd seyn, hiesse die Mittel seines Berufes nicht kennen, der Politik völlig fremd seyn, hiesse den Anlaß und die Resultate seines eigenen Thuns vernachlässigen. Ist die Feder erstumpft, so versucht man die schärfere Spitze des Degens, und kann oder soll dieser nicht länger mehr Bahn zum Ziele brechen, kehret man wieder zur Feder zurück. Geht ja doch alles Thun und Treiben hienieden im Kreise.

Gar viele Krieger haben der strengen Geistesarbeit, des blutigen Handwerks müde, eine milde, kindliche Stimmung gesucht in dem Arm bildender Künste; — sie, dem Aug' und Ohr zunächst schmeichelnd, ziehen natürlich am Ersten und Weichsten an. Aber Montecuculli war Freund der Gelehrten. Er hinterließ keine Sammlung

von

von Gemählden, geschnittenen Steinen, oder Musikalien, aber eine von ihm großgenährte, des Kaisers Schutz anvertraute, vielfach nützende gelehrte Gesellschaft der Naturforscher und ein Werk über die Kriegskunst *) seines ernsten, sinnigen Geistes voll, welches ewig bestehen wird.

Viele seiner Arbeiten, deren Zahl und Ausbreitung ihrem Gehalt und ihrer Tiefe wahrlich nichts benommen hat, lagen Jahrelang theils unbekannt und zerstreut durch Zufall in Privathänden, theils bey weitem nicht allgemein genug benützt im k. k. Kriegsarchive. Von der rastlosen und gemeinnützigen Thätigkeit dieses, unter der Aegide des um die siegreiche Führung, Bildung und Gesetzgebung der Heere gleich hochverdienten Erzherzogs Generalissimus, und unter der Leitung des, in so vielseitiger Beziehung ehrwürdigen Feldmarschall-Lieutenants von Gomez, schön aufblühenden Institutes, darf man in kurzer Zeit hoffen, dasjenige vollständig zu besitzen,

---

*) Memorie della guerra ed instruzioni d'un generale. Venezia 1703. 4. Die Ursprache aller seiner militärischen Aufsätze ist seine Muttersprache, die italienische. Uebersetzt sind sie ins Deutsche, Lateinische und Französische, kommentirt sind sie von Turpin, den in der Folge Warnery bestritt.

wovon bereits eine, für das damahlige Kriegssystem so interessante Probe geliefert worden ist.

Montecuculli war nicht Eugen. Unter seinen ruhmvollen Thaten glänzt doch kein Zentha, kein Hochstädt und kein Turin, aber es kann auch nur Einer der Erste seyn.

Er war unstreitig mehr gelehrter Taktiker, als genialischer Strategete, aber der Invasionskrieg mit seinen schnellen, fast untrüglichen, kolossalen Resultaten war auch minder für jene Zeit, als für unsere. Dreyßigjährige, von der Länder innerstem Mark unterhaltene Kriege machten jedes Requisitionssystem physisch unmöglich; — geworbene, durch Beutelust, oder königliche Freygebigkeit, flottes Leben oder durch irgend einen grossen Nahmen zusammengehaltene, nicht aus der einheimischen treuen Bevölkerung gezogene Schaaren, waren weder so leicht ersetzlich, noch so diszipliniert — und dann war in den Völkern selber, noch mehr Sinn des alten Herbannes, des Kampfes für seinen Heerd, mehr eigener Muth für das Liebste und Höchste, noch weniger militärischer Zunftgeist, grosse, stehende Heere noch kaum bekannt und viel minder zahlreich. Und dann ist der Invasionskrieg weniger für den, in seinen Unternehmungen durchkreuzten General, als für einen König, der zugleich selber Feldherr ist. Wäre Ludwig XIV. selbst Feldherr gewesen, Holland war verlohren; —

aber Türenne, Condé und Luxemburg zusammen (wie viele Monarchen besassen ein solches Kleeblatt zu gleicher Zeit?) konnten jenen Zufall doch nicht ersetzen.

Nur zwey solche kannte jenes Jahrhundert: Gustav Adolph und Carl Gustav, und was haben sie nicht gethan, arm an Menschen und an Geld, auf fremdem Boden jenseits des Meeres — und was hätten sie erst noch alles gethan, hätte sie nicht in der Blüthe der Mannskraft der Tod überrascht? Sobiesky war fast unumschränkter als Kronfeldherr, denn als König. — Angriffskrieg konnte er durch konstitutionelle Formen gebunden gar keinen führen.

Man hat Montecuculli einen Fabius Cunctator gescholten, ohne zu bedenken, wie sehr man ihn dadurch erhob. Ein Fabius mußte vorangehen, damit Scipio bey Zama siegen konnte.

Daß in dieser Hinsicht Daun, von gutherzigen Schulmännern, die als beliebte rhetorische Figur gar zu gerne etwas Altes neben jedes Neue setzen, auch Fabius genannt, weit unter Montecuculli stehe, zeigt jede oberflächliche Vergleichung der Mittel, die ihnen zu Gebothe, der Streitkräfte, die ihnen entgegen, der Beherrscher, unter denen sie standen.

Mit ungeheuern Mitteln Grosses thun, verdient keine Bewunderung. Mit kleinen Mitteln Grosses wirken oder hindern, ist das Größte, wie es das Seltenste ist.

J. Blaschke sc.

XXVIII.

Ernst Rüdiger Graf von Starhemberg.

(Ritter des goldenen Vliesses, kaiserlicher wirklicher geheimer Staats- und Conferenzminister, Geheimerrath, Kämmerer, Hofkriegsraths-Präsident, General-Feldmarschall, Obrister eines Infanterieregiments, und Kommandant der kaiserlichen Residenzstadt Wien, gebohren zu Grätz 1635, gestorben den 4ten Jäner 1701 zu Wesendorf. Gemahlinnen: 1) Helena Dorothea, Heinrich Wilhelms, Grafen von Starhemberg Tochter, starb den 4ten May 1689. 2) Maria Josepha, Tochter des Grafen Johann Quintinus von Jörger zu Tolleth. Kinder: (erster Ehe) 1) Heinrich Balthasar, starb den 6ten September 1688 bey Belgrads Belagerung. 2) Richard, starb den 19ten August 1691 in der Schlacht von Salankemen. 3) Elisabeth, an Hieronymus Grafen von Thun vermählt. 4) Helena, Antonia, Dorothea, vermählt an Carl Ferdinand, Grafen von Welz, starb den 18ten April 1705. 5) Marie Catharine, vermählt an Otto Heinrich, Grafen von Hohenfeld, starb 1729. 6) Marie Barbara, an Franz Grafen von Dünewald, dann an Max.

Siegmund, Grafen von Trautmannsdorf verheurathet, starb 16ten April 1745. (Zweyter Ehe) 1) Maria Antonia, vermählt an Franz Anton, Grafen von Starhemberg, starb den 27sten Dezember 1742).

Von dem Ursprung der Starhemberge aus dem Geblüt der Ottokare, welche die Kaiser vom Hause der Billungen in Sachsen, als Markgrafen über Steyer, den Trungau, und Ennswald gesetzt haben, wie die Babenberger über Oesterreich, — von ihrem uralten, durch so viele Großthaten errungenen Schimmer, haben wir bereits geredet (im IV. Bändchen) in dem Leben des Grafen Guido von Starhemberg, ruhmwürdig bekannt aus den blutigen Kriegen wider die türkische Uebermacht, wider die mitverbündete ungarische Meuterey, und aus jenem um die Krone Spaniens und Indiens.

Dieser Guido war ein Vetter Ernst Rüdigers, welchen wir hier darstellen. Kein geringer Theil seines Ruhmes gebührt der weisen Leitung eben dieses Helden, unter dessen Regiment Guido als Gemeiner seine schwierige Laufbahn begann, dem er in seiner größten, unvergeßlichen That, der Vertheidigung und Erhaltung Wiens wider die

Türken, als Hauptmann und Adjutant zur Seite stand.

Diese Vertheidigung ist in Ernst Rüdigers Leben das Haupttableau, wie Hektors und Turnus Tod, und des heiligen Grabes Erlösung, im Epos von Achill, Aeneas und Gottfried; aber es ist gleich diesen so groß, daß dies einzige füglich einer Reihe von Treffen zur Seite gestellt werden mag, welche Andere gewonnen haben, ohne doch den Krieg dadurch zu endigen.

Ernst Rüdiger war aus der älteren, von Paul Jakob abstammenden Linie. Sein Vater, Konrad Balthasar, hatte sich im Laufe des dreyßigjährigen Krieges bey mehreren Gelegenheiten ausgezeichnet, und insbesondere in der Nördlinger Schlacht, die den Schweden und ihren Verbündeten den Tag von Leipzig wieder heimgab, Ruhm und Wunden erhalten. Er vermählte sich mit Anna Elisabeth, des Freyherrn Joachim von Zinzendorf Tochter, brachte sehr viele verlorne Besitzungen wieder an sein Haus zurück, und sicherte die Erhaltung und den Glanz desselben durch Stiftung eines grossen Majorates.

Unser Held selbst versuchte sich zuerst, fast noch ein Kind, in den beyden letzten Feldzügen des dreyßigjährigen Krieges, hierauf unter Montecuculli in den meisten Unternehmungen desselben wider die

Schweden, Koruzen, Türken und Franzosen. Er stieg durch eigenes Verdienst bis zum Feldzeugmeister. Kaum war ihm dieser Ehrenposten zu Theil geworden, als er sogleich Gelegenheit erhielt, die gesammelten Erfahrungen, den stets bewiesenen Muth auf der Feuerprobe zu erhärten.

Der durch den Sieg bey St. Gotthard (1ten August 1664) erzwungene zwanzigjährige Waffenstillstand von Vischar neigte sich allmählig gegen das Ende. Obgleich in den Padischachs der alte, stets siegreiche Geist des, vom Propheten gepredigten heiligen Krieges, im Dunkel und in den Lüsten des Harems abgestumpft und erloschen war, drohte um so gefährlicher das stolze, unruhige, unaufhörlich und unersättlich fordernde Janitscharenkorps, das sie selber gerne durch stäte Kriege vermindert sahen, und das selbst beständig nach neuer und grosser Beschäftigung dürstete, weil der Krieger nur im Kriege gilt, und weil die unermeßliche Beute, die sie dort zusammenraften, ihnen Gelegenheit gab, auch die Gunst der Ullemas zu erkaufen, und mit ihnen vereint der Sultane Lieblingsplan zu zerstören, diese alten Grundpfeiler der osmannischen Macht durch eine neu errichtete, von ihnen allein abhängende Garde entbehrlich zu machen. Von Murad IV. bis auf Selim III., dem die Einführung des Nizami-Gedid erst den Thron kostete, und dann das Leben, bis auf Mustapha Bairaktar, ist dieses Problem noch immer ungelöst geblieben.

So drangen nun auch die Janitscharen ungestüm auf Krieg wider Oesterreich. Die Legisten widersprachen, aber nur in so ferne, daß der Ablauf des zwanzigjährigen Stillstandes abgewartet werden soll, um nicht durch einen Bruch desselben die Rache des Himmels eben also herabzurufen über die Gläubigen, wie bey Varna über die Franken. (M. S. Hunyads Leben im II. Bändchen.) Tököly bewegte Himmel und Erde eben itzt, wo Frankreich gegen das deutsche Reich verderbliche und schimpfliche Anschläge ausführte, Oberungarn durch ihn grossentheils in vollem Aufstande war, und selbst ein guter Theil der übrigen Stände in der Nachgiebigkeit des Hofes auf dem Oedenburger-Landtage nichts anders, als ein offenes Bekenntniß seiner Furcht wahrzunehmen wähnte, die ganze Macht der Pforte wider Leopold, sich selbst aber die ungarische Krone zuzuwenden. — Unseliger, und wenn schon tausendmahl wiedergekehrter, doch immer unerklärbarer Widerspruch des Ehrgeitzes! — Der zu stolz war, seinem Kaiser zu gehorchen, erboth sich ein Tributär der Pforte zu seyn, und both dem Stolz und Geitz und allen Launen jedes Veziers oder Paschas ohne Unterlaß den gekrümmten Nacken. Der neue Großvezier, Kara Mustapha, ein Caramanier von niedriger Herkunft, durch einen glücklichen Zufall verschwägert mit den beyden grossen Veziers Muhamed, Achmet und Mustapha Kiuprili, dadurch nacheinander Pascha von Silistria, Damaskus, Kapudan Pascha und Kaima-

kan, dachte an nichts eifriger, als den niedrigen Stand durch einen grossen Nahmen in Vergessenheit zu setzen. Des Propheten heilige Fahne müsse, so meinte er, ihren Schatten gleich der römischen Weltherrschaft über den ganzen Erdboden breiten. Mit dem Gedanken an Rom, verband er jenen der zwo Hälften desselben, des orientalischen und occidentalischen Kaiserthums. Letzteres als eine Belohnung seiner Dienste zu erringen, schien ihm nicht zu hoch. Deutschland erschöpft durch die schwedischen und französischen Kriege, unter sich selbst nie einig, jetzt wieder aufs Neue bedroht durch Ludwigs XIV. grosse Feldherren, sah er schon als eine sichere Beute an. Bey diesem ungezähmten Ehrgeitz war er zugleich so habsüchtig, daß die fremden Gesandten jede einzelne Audienz bey ihm oder dem Großherrn um schweres Geld erkaufen mußten. Gewandtheit, List, und selbst persönliche Tapferkeit sprachen ihm übrigens auch seine Feinde nicht ab.

Vergeblich sendete der Kaiser den Grafen Caprara, durch billige Friedensanträge dem Ausbruch des Krieges zuvorzukommen. Der Divan setzte ihm ganz ungereimte Forderungen entgegen, einen jährlichen Tribut, Schleifung der Grenzfestungen, Ersatz der Kriegsrüstungen, Abtretung der Lande zwischen der Theiß und Waag an die Pforte, und Trentschins, Neutras, Murans und der Insel Schütt, — zuletzt auch Comorns, Raabs und Szathmars an Tököly, welcher zugleich in

demselben Range mit dem siebenbürgischen Woywoden als Fürst von Oberungarn anerkannt werden sollte. Caprara sah vor seinen Augen das Kriegeszeichen, den Roßschweif, ausstecken, drey Monathe mußte er warten, vor den Großherrn gelassen zu werden, und man verstattete ihm nicht einmahl, einen Courier nach Wien zu senden; einige seiner Bedienten, die verkleidet zu Schiffe entwischten, und über Venedig ankamen, brachten die Kunde mit, es sey kein Friede mehr, und nur von nachdrücklicher Rüstung annoch einiges Heil zu erwarten.

Zwar bewirkten des Kaisers Abgeordnete, Graf Wallenstein mit Pohlen, Graf Dominik Kaunitz mit Bayern und Sachsen, der Freyherr von Berka mit Churbrandenburg, Graf Martinitz und Kardinal Cibo in Rom wiederhohlte Zusagen ausgiebiger Hülfe an Geld und Volk, aber zweymahl hundert achtzig tausend Mann brachen schon unter Kara Mustapha von Konstantinopel auf, Caprara mußte zum Spotte diesen Zug begleiten.— Tököly war über 60,000 Mann stark, von Frankreich (welches auch alles angewendet hatte, die pohlnische Allianz zu hintertreiben) mit Subsidien für 15,000 Mann, mit Offizieren und Ingenieurs versehen, er nannte sich auf Münzen und in Urkunden bald Herzog, bald König von Ungarn, und wurde auch zu Ofen, nachdem er die Hoheit der Pforte anerkannt, und sich förmlich unterworfen hatte, als solcher ausge-

rufen. Unter der Strafe des Spiessens und des Rades beschied er alles auf den, von ihm angetragenen Landtag nach Kaschau, wies die Friedensbothschaft des kaiserlichen Residenten, Saponara, übermüthig zurück, und vermehrte stündlich seinen Anhang; denn nicht überall fand er Männer wie Kohary zu Filleck, der lieber alles Ungemach eines zweyjährigen, peinlichen Kerkers erdulden, als seinem Kaiser treulos werden wollte. In Kaschau hatte der Befehlshaber so den Kopf verloren, daß er nicht nur den so wichtigen Platz nach leichtem Widerstand aufgab, sondern sogar nach seiner Kapitulation auf eine Mine völlig vergaß, die dann eben bey Tököly's Einzuge sprang, wodurch über dem nothwendigen Verdacht einer Verrätherey fast die ganze Besatzung niedergemacht wurde.

Rechtgläubige Moslemins zitterten, als über unglückliche Vorzeichen, da bey dem ersten Auszug und bey der grossen Musterung zwey fürchterliche Stürme das Lager verheerten, deren einer das Zelt des Großveziers umstürzte, der andere dem Sultan selber den Turban vom Haupte riß. Ihre böse Ahndung kannte vollends keine Grenzen, als sie hörten, es gelte Wien selbst, welches nochmahls zu belagern der grosse Suleymann mit schrecklichen Flüchen untersagt hatte, als er (1529) nach fruchtlos aufgehobener Belagerung nach Ofen zurückkehrend, sein herrliches, bisher stets siegbekröntes

Heer bey der Musterung um mehr als 40,000 Mann vermindert sah.

Am 13ten May, und nach öffentlicher Feyer, übergab der Großherr, der selbst mitgezogen, und bisher in Adrianopel gelegen war, die heilige Fahne, und den unumschränkten Oberbefehl dem Großvezier Kara Mustapha, und kehrte nach Stambul zurück.

Anfangs May musterte Kaiser Leopold zu Kittsee das Heer, welches dieser fürchterlichen Macht entgegengesetzt werden sollte. Auf dem Papier zu 50,000 Mann angegeben, zählte es mit genauer Noth 33,000 Streiter, und damit sollten Raab, Leopoldstadt, und Comorn hinlänglich besetzt, die lange Grenze von Pettau bis nach Schlesien beschützt, und die Hauptstadt bedeckt werden, von deren Erhaltung das Heil von ganz Deutschland abhieng. Graf Ernst Rüdiger Starhemberg kommandirte die aus neunzig Stücken bestehende Artillerie.

Tököly wünschte auf das eifrigste, zuvörderst möchte Ungarn gänzlich erobert, und alle darinn von den Truppen, oder Anhängern des Kaisers besetzten Plätze genommen werden, bevor man den Riesenplan verfolge, sich durch Wiens Eroberung den Weg in das Herz von Deutschland zu bahnen. Auch zwey der Ersten des Heeres, Ibrahim Pascha

von Ofen, und Achmet Effendi, Defterdar oder Großschatzmeister der Armee, waren mit ihren zahlreichen Freunden dieser Meinung, also daß Kara Mustapha das unverrückte Ziel seines Ehrgeitzes desto besser zu verbergen, sich das Ansehen gab, Tököly's sicherern Rath zu billigen, und vor der Hand nur befahl, das Heer solle gegen Raab aufbrechen.

Der Herzog von Lothringen, ein kenntnißreicher, viel erfahrner Feldherr, kalt und bedächtlich in Plan und Rath, wie mitten im Gewühle der Schlacht, war gleichfalls mehr darauf bereitet, was der Feind hätte thun sollen, als auf das, was die unbesonnene Wuth eines tolldreisten Ehrgeitzigen, ohne nüchterne Berechnung seiner Kräfte wirklich wagte, mit welcher selbst die kühnsten Invasionsplane niemahls fehlschlagen. Er sorgte eifrig für die ungarischen Waffenplätze, Kara Mustapha dachte nichts als Wien, und so geschah es, daß der Herzog nicht einmahl mehr Zeit behielt, sich nach dieser Hauptstadt zurückzuziehen. Die ganze Infanterie mußte über die Insel Schütt unter dem General Leslie vom rechten auf das linke Donauufer setzen, und sich über das Marchfeld wieder gegen Wien ziehen. Mit der Reiterey begab er sich selbst über Altenburg und Kittsee gegen Wien. Nach Neustadt warf er im Vorüberziehen das Castellische Regiment hinein.

Wie jeder längere, und in seinen Folgen bedeutende Rückzug, so verursachte auch dieser entschiedene Muthlosigkeit unter dem kleinen, überdieß noch durch Krankheit und zahlreiche Besatzungen geschwächten, kaiserlichen Heere. Ein an sich höchst unbedeutendes Gefecht bey Petronell (7ten July 1683) von einigen Schwärmen Tatarn und Spahis nur unternommen, um die Bagage zu plündern, machte gleichwohl einen ausserordentlichen Eindruck auf den Soldaten sowohl, als noch mehr, durch das tausendzüngige Gerücht auf die bange Hauptstadt, in welcher die Meisten sich es noch immer nicht denken konnten, daß es die Türken wagen würden, das kaiserliche, genußreiche, gastliche Wien, wie ein anderes gemeines Nest zu belagern, auch wohl zu nehmen, wenn sie könnten.

Nur mit dem unwilligen Ausruf brachte der Herzog von Lothringen noch einige Eskadrons zum Ausharren: „Kameraden! Ihr verrathet die Ehre der kaiserlichen Waffen?" — Tief fühlend, daß es auch für den Oberfeldherrn Augenblicke gebe, wo er den Gemeinen durch eigenes Beyspiel Tapferkeit lehren muß, warf er sich an ihrer Spitze, ohne Küras, mitten unter die Tataren und sprengte sie auseinander. In Wien hatte man ihn schon todt gesagt.

In der That verdankte diese Hauptstadt auch dem Umstande nicht wenig, daß der Großvezier un-

ter den Mauern Raabs mit seinen Paschen wegen der Belagerung der Nebenbuhlerinn Konstantinopels, der Hauptstadt der Franken sich noch einmahl zanken mußte. Aber selbst jetzt noch fanden sich die Festungswerke Wiens hier und dort in sehr elendem Zustande. Die Besatzung zählte kaum 1000 Mann Linientruppen vom Regimente Kaiserstein, und die gewöhnliche Stadtquardia. Auf den Basteyen fanden sich weder Schanzkörbe noch Geschütz, es waren noch nicht einmahl um die ganze Contrescarpe Pallisaden gesetzt. — Noch am 7ten July Abends verließ der Kaiser mit seiner durchlauchtigsten Familie die Stadt, und konnte dem Bürgermeister von Liebenberg und dem Stadtrichter Schuster beym traurigen Abschiede nichts als die Versicherung mitgeben, auf den ehemöglichsten Entsatz seiner Residenz das erste Augenmerk zu richten. — Von seinem Nachtlager in Korneuburg aus, konnte Leopold deutlich genug den Brand des, von den streifenden Tataren angezündeten Klosters und der Kirche auf dem Leopoldsberge sehen. Mit genauer Noth entkam er seinen, von den ungarischen Rebellen recht gut geleiteten Verfolgern nach Linz und dann nach Passau. Allgemein, sich wechselseitig fast erdrückend, war in der beynahe wehrlosen Residenz das verwirrte Rennen, Retten und Flüchten der Einwohner, aus denen gar viele, die entweder zu spät, oder der Steyermark zugeflohen, den feindlichen Streifkorps in die Hände fielen, und all ihre Habe, und aufs grausamste ihr Leben verloh-

ren.

ren. Das Volk wußte in ohnmächtiger Wuth nichts Besseres, als die Jesuiten zu verfluchen, welche es als die natürlichen Feinde der ungarischen Protestanten, zugleich auch als die Urheber der dortigen Unruhen, und der türkischen Einmischung betrachtete.

Am 9ten July Morgens kehrte wieder einiger Muth in die zerknirschten Gemüther zurück, welche den gesammten Rest des kaiserlichen Heeres in der Plänkeley bey Petronell vernichtet wähnten, und nun die ganze Kavallerie mit Tagesanbruch in Parade bey St. Marx zur Stadt hereinmarschiren, und sich in der Taborau lagern sahen. Mit ihr zugleich traf derjenige ein, welchem der Kaiser in diesen verzweifelten Umständen die Obhut seiner Haupt- und Residenzstadt vertraute, von deren Rettung jene Deutschlands abhieng, — der Feldzeugmeister, Ernst Rüdiger, Graf von Starhemberg.

Was er binnen fünf Tagen gethan, dem äusserst vernachlässigten Wehrstand der Stadt nachzuhelfen, übersteigt fast allen Glauben. Es mangelten alle Werkzeuge und Bedürfnisse, selbst Waffen, Schiffe, Bau- und Brennholz lagen dem Feinde preis, hin und wieder waren die Bollwerke eingefallen, die Gräben trocken und übersteiglich, die Zeughäuser bey weitem nicht genug mit Gewehren, und jeder Art Kriegsvorrathes versehen, und in

fünf Tagen ersetzte sein Genie dieses Alles mit eines Gottes Kraft und Thätigkeit.

Nachdem die Feinde schon anderthalb Tage rings um Wien gestreift, wiesen den erschrockenen Wienern die aufsteigenden Rauch = und Feuersäulen, und der Gemordeten und Mißhandelten fürchterliches Wehegeheul, was ohne die muthigste Gegenrüstung auch auf sie unausbleiblich wartete!

Am 13ten früh Morgens umschwärmte in einem Halbmond die türkische Reiterey die Stadt von Medling, Berchtoldsdorf, Schönbrunn, Hietzing, bis Ottakrin, Hernals, Währing und Nußdorf. Starhemberg befahl sie sogleich mit heftigem Feuer zu begrüssen. Sie zogen sich zurück. Darauf ließ er die Vorstädte, aus welchen schon Tags vorher die meisten Einwohner sich und ihre beste Habe in die Stadt gerettet hatten, anstecken, und in wenig Stunden loderten die Landstrasse, der Rennweg, die Wieden, die Leimgrube, St. Ulrich und Spitalberg, die Alstergasse und die Rossau unter einer heulenden Windsbraut in hellen Flammen auf. Eben diese ließ für die Stadt selber hohe Gefahr besorgen, hätte nicht auch dafür Starhembergs unermüdete Sorgfalt gewacht.

Noch am nähmlichen Tage warfen einige Spahis zwey, wie natürlich nie beantwortete, Aufforderungen über die Contrescarpe herein, und erst an

diesem Tage Abends langte das zur Besatzung bestimmte Fußvolk an. Es war von den Regimentern Kaiserstein, Starhemberg, Mannsfeld, Scherffenberg, Heister, Würtemberg, Souches, Beck und Neuburg. Neben Starhemberg waren die Befehlshaber die Generale Daun, Zrini, Souches und Scherffenberg; die Obersten Düpigny, Heister, Beck und der Herzog von Würtemberg, der Marchese Obizzo befehligte die Stadtguardia. Von Freywilligen verewigten sich die Grafen Max Trautmannsdorf, Carl von Fünfkirchen, von Sallaburg, Vignancourt, Collalto, der Freyherr Friedrich von Kielmansegge, Errichter eines Jägerkorps, und selbst ein trefflicher Schütze und überaus erfinderischer Kopf im Fache der Artillerie. Vor allen glänzt der Nahme des damahligen Bischofs von Neustadt, Grafen Leopold Kollonitsch, der sich als Maltheser schon im kandiotischen Kriege, mit und neben den Venetianern ausgezeichnet, viele Türken mit eigener Hand erschlagen und eine Fahne erobert hatte. Er selber führte die saumselige Mannschaft auf die Posten, sammelte Lebensbedürfnisse, Wein und Geld, und überhaupt strahlte aus seinem Gesicht und aus seinem Thun ein Geist, welcher dem Muthlosesten keine Entschuldigung und dem Beherztesten noch immer einige Nacheiferung übrig ließ. Die Besatzung zählte 13,900 Mann, über 8000 Bürger waren förmlich in Kompagnieen eingetheilt, über 12,000 bewaffnet und zum Dienste vertheilt, und

nebst diesen noch mehr als 60,000 Menschen im Umfange der immer härter bedrängten Stadt.

Der erste Tag der Belagerung wäre gar bald auch der letzte geworden, indem eine aus der Rossau, durch Windesgewalt bis in den Schottenhof verbreitete Feuersbrunst zugleich mit dem Zeughause die dort befindlichen Pulvervorräthe zu ergreifen drohte. Aber Graf Guido Starhemberg, zugleich mit dem Zeuglieutenant Cumbert, dem Bürgermeister von Liebenberg, und Oberkämmerer Foky erbrachen die versperrten Pforten, löschten selber mit ausserordentlichem Heldenmuthe den schon brennenden Gang, und trieben die mitgebrachten Handwerksleute mit dem Degen in der Seite an, die bereits vom Feuer angeleckten, zu den Pulvermagazinen führenden Fenster eiligst zuzumauern. Der mit jenen Helden herbeygeeilte Kommandant wich nicht eher, als bis der letzte Schein einiger Gefahr verschwunden war.

Aber auch der Feind säumte nicht, seine Maaßregeln zu nehmen, und gleich in der ersten Nacht warfen Achmet Pascha von Temeswar und Hussein Pascha von Damaskus (von Ragoczy, von Souches, von Sobiesky geschlagen, doch als einer der unerschrockensten Krieger der Pforte bekannt) am Spitalberg und in der Josephstadt Batterien auf, gegen die Löbel- und Burgbastey, welche sie darum zum Hauptangriff vorgewählt hatten, weil die zwi-

schen beyden liegende, längere Cortine nicht hinlänglich gedeckt, die Gegend bey St. Ulrich etwas erhaben, und das Erdreich, die Approchen zu graben, am bequemsten war. — Die schwächste Seite der Stadt gegen die Donau soll deshalb nicht gleich angegriffen worden seyn, weil sie noch von mehreren Truppen des Herzogs von Lothringen besetzt war, und der Feind im Wahne stand, die Leopoldstadt würde so lange und so hartnäckig, als möglich, vertheidigt werden.

Gewiß ist es, daß dieser Angriff nicht am Klügsten geleitet war. Wie man überhaupt nicht selten geneigt ist, demjenigen ganz besondere und weit hergehohlte Ursachen zu unterschieben, was im Ganzen doch nichts anders, als herzlich ungeschickt war, so erklärte man sich auch diese Attaque daraus, daß zwey von Ludwig XIV. besoldete Renegaten, ein Italiener und ein Franzose, die selbe wirklich führten, von Reue ergriffen, gerade diesen, den anderen viel schwächeren Angriffspunkten vorgezogen hätten.

Ihn unterstützte mit dem Seymen Baschi, Janitscharen Aga, und dem Pascha von Rumelien der Großvezier selbst, dessen aus grüner Seide gewirktes, mit Tapeten von Silber- und Goldstoff und mit Edelsteinen aller Art reich verziertes, über eine Million geschätztes Gezelt bey St. Ulrich hoch emporragte.

Von der Stadt aus konnte man den, durch den Schutt der Vorstädte bedeckten Feind nicht daran hindern. Noch waren nicht mehr als zehn große Stücke und auch nicht ein einziger Schanzkorb auf den Basteyen aufgeführt.

Am 17ten July verjagte der Feind nach einem zweystündigen Gefecht den General Schulz aus der Leopoldstadt und schnitt somit alle Kommunikation mit dem Heere des Herzogs von Lothringen und alle Zufuhr mit einem Mahle ab.

Am 19ten July erhielten die Hauptleute Graf Guido Starhemberg und Simson von Stampach den Befehl, einen lebhaften Ausfall zu thun, der Feinde Arbeiten gegen die Burgbastey zu zerstöhren. Sie führten ihn muthig aus.

Der Kommandant machte des Tages bis viermahl die Runde um die ganze Stadt, über die Wälle, alles ermunternd, aneifernd, durch eigenes Beyspiel aufrichtend. Dem feindlichen Feuer allzukühn trotzend, wurde er auf der Löbelbastey am Haupte hart verwundet, aber schon am dritten Tage darauf passirte er in seinem Tragsessel wieder alle Posten. Die Feinde arbeiteten nach ihrer Weise sehr viel mit Minen, die kaiserlichen Mineurs befanden sich bey der Armee, nur nicht in der belagerten Hauptstadt, wo sie am nöthigsten gewesen wären. Ein Niederländer und ein Lothringer bo-

then sich zuerst als Freywillige an, neben ihnen thaten die wichtigsten Dienste der venetianische Hauptmann Camuzzi, und die kaiserlichen Offiziere Hafner und Gschwind (dessen Urgroßvater sich in der ersten türkischen Belagerung hervorgethan), der Schlesier, Elias Kühn, zur Vertheidigung des Schlosses Schönau berufen, aber durch tatarische Streifkorps davon abgeschnitten. Mit ihnen fechtend schlug er sich durch, sah aber Weib und Kind vor seinen Augen von den Wütherichen fortschleppen. — Sie errichteten die Gegenminen mit solcher Geschicklichkeit, daß Starhemberg, der den Erfolg jeder solchen Mine in ihrer donnerschwangern Nähe lauernd abwartete, sie, wenn viele hunderte der Türken in die Luft flogen, freudig als Brüder umarmte, und Geld und Ehrenzeichen unter sie vertheilte. Tag und Nacht mußten zwey Jesuiten mit Fernröhren oder am Scheine der Feuer die mindeste Bewegung im feindlichen Heere beobachten und berichten.

Am 23sten und 25sten July wurden zwey über den aufgeflogenen Schutt ihrer Minen angelegte Stürme der Türken herzhaft abgeschlagen, dabey aber wieder Guido Starhemberg hart verwundet, und der Oberingenieur Rümpler, ein Bauerssohn aus Meissen, in seinem Fache praktisch sowohl, wie als Schriftsteller bekannt und verdient, getödtet. Mit all ihren glühenden Kugeln, vergif-

teten Pfeilen, Traubenschüssen kamen die Feinde doch nicht weiter.

Der bedenkliche Fortgang der feindlichen Minen veranlaßte den Kommandanten, aus den nächsten Häusern hinter der bedrohtesten Strecke des Walles neue Batterien aufzuwerfen, alle anstossenden Strassen, Aus- und Eingänge zu verbollwerken, spanische Reiter, Gruben und Wolfsangeln, Treppen mit spitzigen Nägeln, Pallisaden auf Rädern aufzurichten, für die Stürmer siedendes Wasser und Pech, Steine und Feuerbrände, und an jedem Aus- oder Eingang grobes Geschütz bereit zu halten. Alle Glocken mußten schweigen, nur die von St. Stephan allein sollte mit feyerlich dumpfem Ernst, Sturm andeuten, und auf dieses Unglückszeichen hin sich alles, was immer die Waffen zu halten vermöchte, auf die Sammelplätze, den neuen Markt, den Hof und die Freyung stürzen.

Der Sturm vom 6ten August kostete den tapferen Grafen Bratta und Leslie. Letzterer kommandirte mit zwey schweren Wunden noch immer fort, bis ein Pistolenschuß durch den Kopf ihn zwang, sich in das Liechtensteinische Haus tragen zu lassen, wo er sogleich verblich. Am 7ten, 9ten und 10ten Aug geschahen wieder glückliche Ausfälle unter des Kommandanten eigener Leitung. Kara Mustapha bestieg bald den Thurm von St. Ulrich, bald ließ er sich in seiner, ganz geschlossenen, mit eiser-

nen Platten wohlverwahrten Senfte in die Approchen tragen, belohnte und strafte nach seiner Weise, und ermahnte die Nachlässigen oder Feigen mit seinem Säbel eines Besseren. Viele fielen unter demselben, ein Opfer seines Grimmes, zumahl als ihn ein ausserordentlicher Abgesandter des Großherrn, achselzuckend über den geringen Fortgang der Belagerung, verlassen hatte.

Nicht gelinder verfuhr in der Stadt der Kommandant. Ein Hauptmann, welcher vorzurücken einen Augenblick gezögert, kam in Verhaft, bis er sich ganz gerechtfertiget. Ein Lieutenant, der über Nacht die Feinde sich vor der Löbelbastey ruhig eingraben ließ, bekam die Wahl zwischen dem Galgen, oder mit nicht mehr, als 24 Mann auszufallen, und die Arbeit wieder zu zerstöhren. Zwey Knaben von 15 und 10 Jahren, die sich als Kundschafter der Türken hatten brauchen lassen, wurden enthauptet, Soldaten, die gemurrt hatten, mußten auf der Stelle um ihr Leben spielen. Nicht der Eifer allein, auch die Vielseitigkeit der Fürsorge Starhembergs verdient die höchste Bewunderung. Er erhielt zugleich wohlfeile Preise aller Lebensbedürfnisse, handhabte die zweckmässigsten Sanitätsmaßregeln, und sorgte (ob er gleich selbst gefährlich, doch seiner nicht im mindesten achtend, von der herrschenden Ruhr ergriffen wurde) väterlich für alle Kranken und Verwundeten. Brüderlich stand ihm in diesem schönsten Liebeswerke der Bischof Kol-

lonitsch zur Seite. Unter allem Elend und Jammer ergossen die Beyden gleichwohl die Heiterkeit ihrer altrömischen Seelen über die ganze Stadt. „Das solle des Bischofs Kopf kosten!“ schwur Kara Mustapha, und als er hiernach zu Belgrad erdrosselt, und dieses 1638 von den Christen erobert wurde, sendete der Churfürst von Bayern, dem jener Schwur hinterbracht worden, durch eine sonderbare Fügung Kollonitschen den Kopf eben dieses Großveziers, der noch im Wiener bürgerlichen Zeughause zum ewigen Gedächtnisse aufbewahrt wird. — Die Jesuiten suchten nun den Haß des Volkes durch Anstrengungen und Aufopferungen jeder Art zu versöhnen; — aber nicht allein in Wien, sondern auch auf dem flachen Lande thaten sich mehrere Geistliche durch den härtesten Widerstand hervor. Die Seelsorger zu Berchtholdsdorf munterten die Bürger auf, aus ihrer Kirche, Thurm und gemauertem Freythof, hartnäckigen Widerstand zu thun. Aber als Mangel an Pulver und Lebensmitteln sie zwang, gegen eine bestimmte Summe Geldes mit den Türken zu kapituliren, und als sie in Folge dessen die Waffen gestreckt hatten, wurden sie, Greise, Männer, Weiber und Säuglinge, in allem über drey tausend fünfhundert, niedergemetzelt, und nur der Pfarrer und Kaplan dem tausendfältigen Tod einer langwierigen Sklaverey aufbewahrt.

Heldenmüthig vertheidigten der Greis, Mathäus Kollweis, Abt zu Lilienfeld, und der Prälat von Mölk, Gregorius Müller, ihre Stifter, und eben so Klosterneuburg der Layenbruder Marcellinus Ortner, und der Renntschreiber Bartholomäus Widmann.

Diese Braven konnten indessen gleichwohl nicht verhindern, daß nicht das flache Land zur menschenleeren Wüste, und Hunderttausende gemordet, und heerdenweise, auch wohl an den Schweifen der Pferde, in die Sklaverey geschleppt worden wären. Nur Neustadt, „die allezeit getreue," hielt sich auch dießmahl wieder durch die Furcht ihres Nahmens.

Die Hauptstadt setzte indessen ihre Vertheidigungsanstalten auf jede Weise unverdrossen fort. Nicht nur mit den Waffen in der Hand, welche zum Heldentode führen, sondern auch als Kundschafter setzten sich mehrere treue Bürger und tapfere Soldaten einem sehr wahrscheinlichen, und nicht einmahl rühmlichen Tode aus. Ein gőtzischer Reiter schwamm durch alle Arme der Donau, und kam glücklich über den Wall, einen Brief des Herzogs von Lothringen, mit Wachs wohl verwahrt am Halse. Auf der Rückkehr gefangen, und vor den Großvezier geführt, rettete er sein Leben durch übertriebene Erzählungen von dem Elend und der Verzweiflung der Stadt. Er wurde frey entlassen, die frohe Nachricht durchs ganze Lager bekannt ge-

macht, und der bey ihm gefundene, ziffrirte Brief in die Stadt zurückgeschossen, mit dem zugeschriebenen Beysatze: „Es wäre überflüßige Mühe, daß die Belagerten in Ziffern schrieben, ihre verzweiflungsvolle Lage sey ohnehin der ganzen Welt bekannt, und eine gerechte Strafe des Himmels, weil sie den Zorn der Söhne des Propheten gereitzt hätten." Auch der im türkischen Lager gefangen zurückgehaltene kaiserliche Resident, Christoph von Kunitz, wagte es durch vertraute Bediente von Zeit zu Zeit wichtige Nachrichten in die Stadt zu bringen. Der Heisterische Lieutenant, Gregorowitsch, deutete gleichfalls durch ein von der Höhe des Bisamberges aufsteigendes Raket an, daß er glücklich über die Donau zum christlichen Heere entkommen sey. — Franz Georg Kollschützky, ein Pohle aus Sambor, vordem Dollmetsch der orientalischen Kompagnie, nun Kaufmann in der Leopoldstadt, Lieutenant unter der, aus lauter Wirthen bestehenden Freykompagnie des Hauptmanns Frank, kam in türkischen Kleidern glücklich durch das ganze Lager an den Kahlenberg, wo er denn von dem Richter zu Nußdorf, der sich mit seinen Nachbarn eine Insel in der Donau zur Zufluchtsstätte ausersehen hatte, übersetzt wurde. Am 17ten Tag gelangte er durch die Pallisaden am Schottenthore glücklich wieder in die Stadt, mit einem Schreiben des Herzogs von Lothringen, worinn dieser „seine innigste Rührung über die Lage der Stadt, und über den Verlust so vieler wackern Leute, zugleich

aber auch die Versicherung ausdrückte, man werde einen Ort von solcher Wichtigkeit niemahls der Willkühr des Feindes preisgeben. Preßburg sey erobert, der Tököly zweymahl geschlagen worden. Täglich strömten aus Sachsen, Franken und Bayern Hülfstruppen herbey. Ende Augusts würden nur noch die Pohlen mit ihrem sieggewohnten König erwartet, wie dieser einträfe, würde man aber auch keinen Augenblick mehr säumen, den Entsatz alsogleich zu bewirken."

Kollschützky *) würde in solchen Aufträgen noch mehrmahls sein Leben gewagt haben, hätte nicht ein desertirter, und wieder eingebrachter Reiter, am Galgen, als er schon den Strick um den Hals hatte, bekannt, er habe ihn aufs genaueste den Feinden verrathen, er solle sich daher ja nimmer hinauswagen. Doch machte sein Diener noch zweymahl dergleichen verwegene Ausflüge.

Am 23ten, 24ten und 26ten August geschahen wieder heftige, wiewohl vergebliche Stürme. Mit

---

*) Er wurde in der Folge durch die Erlaubniß belohnt, das erste Koffeehaus zu errichten. — Es war zuerst am Stephans-Freythof, dann bey der blauen Flasche im Schlossergässel. Noch verwahrt zum ewigen Andenken der jeweilige Vorstand der Koffeesieder das Bildniß des „Bruder Herz!" (Das war sein gewöhnlicher Gruß und wurde sein Beynahmen).

banger Ahndung erwartete man den Anbruch des 29ten Augusts. (Das Fest der Enthauptung Johannes, den die Türken für einen der vorzüglichsten Freunde ihres Propheten hielten.) An diesem Tage waren Rhodus und Belgrad und die Hauptstadt Ofen, und bey Mohacz mit dem Kern seines Adels der ungarische König Ludwig gefallen, darum hielten ihn die Moslemins für glückbringend; aber dennoch bezeichneten ihn nur die Explosionen einiger Minen und ein wenig bedeutender Sturm.

Am 3ten September mußte endlich der Zauberhaufen (so nannte Kara Mustapha das Revelin an der Löbelbastey, weil es an sich schwach, doch mit solchem Heldenmuthe vertheidiget worden) verlassen werden; dagegen verdoppelte man die Arbeiten im Innern der Stadt. Alle zehn Schritte stieß man auf neue Abschnitte und Brustwehren, das Schlafen wurde den diensthabenden Offiziers und Soldaten bey Lebensstrafe untersagt. Häufige Ausfälle zerstörten die Arbeiten des Feindes, der Herzog von Würtemberg, Guido Starhemberg, Szöreny thaten Wunder, Oberst Düpigny, unmuthig, daß er mit seiner Kavallerie noch keine Gelegenheit zu gleicher Auszeichnung gefunden, stürzte sich beym Stubenthor hinaus in den Feind, und fiel, sein Leben zehnfach theuer verkaufend, mit allen seinen Gefährten.

Am 4ten September sprengte der Feind eine Hauptmine an der Burgbastey. Die Wirkung war fürchterlich, und schon im gleichen Augenblicke gellte dem herbeygeflogenen Kommandanten und der Besatzung das fürchterliche Allahgeschrey der, vom Großvezier selbst mit dem Säbel angetriebenen, über die zerwühlten Erdhügel und geborstenen Mauertrümmer unter Staub und Dampf und unter den Blitzen des Geschützes wüthend heranstürmenden Türken entgegen.

Die verzweifelte Lage schien den Belagerten mehr als menschliche Kräfte zu geben. Die Türken, welche schon zwey Roßschweife auf der Bastey aufgesteckt hatten, wurden wieder in ihre alten Verschanzungen zurückgeschlagen. Am 6ten, 7ten und 8ten sprengten sie neue Minen an der Burg- und Löbelbastey, und verdoppelten ihr Feuer und ihre Stürme mit einer Wuth, der die Belagerten am Ende doch hätten unterliegen müssen, hätte sie nicht der Anblick der, vom Hermannskobel bey Weidling hinter dem Kahlenberge aufsteigenden Raketten, — die Gewißheit des nahen Entsatzes mächtig gestärkt.

Starhemberg sendete bey einbrechender Nacht an den Herzog von Lothringen einen Reiter, der durch die Donau schwamm, mit dem lakonischen Zettel: „Keine Zeit mehr verlieren, gnädigster Herr! keine Zeit mehr." — Der

Herzog hatte indessen den Tököly bey Preßburg, und den Pascha von Großwardein bey Stammersdorf geschlagen. In der Nacht zeigten ihm viele hundert, vom Stephansthurm aufsteigende Raketen, noch einmahl die äusserste Noth der Stadt am blutrothen Himmel.

Am 11ten September Abends nahm man vom Schottenthurm aus, die Avantgarde des christlichen Heeres auf den Höhen des Leopolds- und Kahlenberges gewahr. Nach eingebrochener Dämmerung bestätigten die frohe Bothschaft drey Kanonenschüsse, und viele, von eben den Höhen gegebene Feuerzeichen. Nahmenlos war die Empfindung, die sie in der tapferen, aber geschmolzenen und tödtlich ermatteten Besatzung, in den treuen, hart bedrängten Einwohnern hervorbrachten. Viele stiegen, der feindlichen Kugeln und Bomben unbesorgt, auf die Zinnen der Thürme und Häuser, andere rannten auf die öffentlichen Plätze, jetzt schon mit Ungestüm einen Ausfall fordernd, andere in die Kirchen, ihre Empfindungen in laute Gebethe ergiessend. Alles, Freund und Feind umarmte sich mit Thränen, ohne Sprache, mit zitternder Freude. In einem Nu flog die Freudenbothschaft von Mund zu Mund, in einem Nu war die an Verzweiflung grenzende Bestürzung in lauten Jubel verwandelt.

Desto unmuthiger und verwirrter sah es im türkischen Lager aus. Eilends kehrten alle Truppen

pen aus der Leopoldstadt über die Donau zurück, der Großvezier umgab sich mit einer auserlesenen Leibwache, ganze Reihen von Gezelten tauchten auf einmahl nieder, Kameele und Maulthiere wurden bepackt und abgeführt, auf dem Wienerberg und gegen den Kahlenberg zu, Linien aufgeworfen. Die Janitscharen unmuthig, weil sie über ihren Termin von 40 Tagen bey dieser Festung ausharren, und durch die unmenschlichen Verwüstungen ihrer eigenen tatarischen Schwärme, Theuerung und Mangel fast mehr als die Belagerten leiden mußten, marschirten an die Donau — von Dornbach über Wahring und Heiligenstadt bis Nußdorf lagernd.

Kara Mustapha traute noch immer dem blinden Glücke, das ihm bisher noch nie den Rücken gewendet, und wollte lieber auch noch Heer und Ruhm daran setzen, als mit einem Mahle seinen Lieblingsplan aufgeben, Wien zu gewinnen. Er hatte dasselbe zur Hauptstadt seines occidentalischen Caliphats bestimmt. Darum war er auch nie zu einem Hauptsturm zu bewegen gewesen, weil er gefürchtet, der viele darinn befindliche Reichthum möchte ihm durch eine allgemeine Plünderung entgehen, ihre Schönheiten zerstört, die Blüthe ihrer Bewohner gemordet werden, und seine künftige Hauptstadt dadurch eben so viel von ihrem Glanze verlieren.

Lange zweifelnd an der wirklichen Annäherung des christlichen Heeres, und auch nun noch an dessen

Ernste, gegen das übermächtige, türkische Heer eine Entscheidungsschlacht zu wagen, berief er jetzt dennoch die sämmtlichen Paschen, Agas und Beys zum Kriegsrath in sein Gezelt. Die Meinungen waren sehr verschieden, wie in solchen Lagen allemahl. Ibrahim, Pascha von Ofen, rieth, sogleich die Belagerung aufzuheben, alle Wälder ringsum zu verhauen, an entscheidenden Punkten starke Batterien anzulegen, und also den feindlichen Angriff zu erwarten. Die Besatzung, durch Seuchen und Stürme ganz ermattet, würde, wenn man nur einige tausend Mann in den ohnehin sehr festen Laufgräben zurückliesse, vielmehr froh seyn, die noch übrigen Trümmer der Festungswerke zu erhalten, als sie daran denken dürfte, das Verlorne wieder zu nehmen, und gegen die türkischen Linien angriffsweise zu Werke zu gehen. Kara Mustapha aber sprach: „Der Kommandant der Stadt habe durch seine bisherige Vertheidigung wohl verdient, daß man ihm den tapfern Entschluß zumuthe, sobald die Belagerung einmahl aufgehoben sey, mit aller seiner Macht heraus, und den Türken in den Rücken zu fallen. Die feindliche Macht, welche sammt aller Anstrengung ihrer letzten Kräfte doch immer nicht auf den Nahmen einer Armee Anspruch habe, könne es auf keine Weise wagen, ihr ganzes Heil auf den ungewissen Glückswurf eines einzigen Treffens zu setzen." Es wurden darauf wohl noch mehrere Widersprüche gewechselt, die aber Kara Mustapha kurz endigte, indem er mit grimmigen Au-

gen den Hatti-Scherif des Großherrn aus dem Busen zog, in welchem er zum unbedingten Lenker über Krieg und Frieden und Herrn über Leben und Tod gesetzt war. Sofort ordnete er die Schlacht. Der Kiihaja Bey sollte während des Treffens mit dem Kern der Janitscharen die Laufgräben besetzt halten, und der Stadt aufs heftigste zusetzen.

Das christliche Heer zählte höchstens 69,000 Mann (worunter gegen 25,000 Pohlen, gegen 15,000 Kaiserliche, 11,000 Bayern, 10,000 Sachsen und über 8000 Mann schwäbischer und fränkischer Kreistruppen), das türkische 170,000 Mann, dennoch war jenes diesem durch seine Anführer, durch das Hochgefühl des glorreichen Augenblicks, der ihm bevorstand, bey weitem überlegen.

An der Spitze stand der König Johann von Pohlen, aus dem cujavischen Heldenstamme der Sobiesky, ein starker, feuriger, heldenmüthiger Mann, zugleich schön und furchtbar mit seinen schwarzen Augen und Haaren, halbgeschornem Haupt, starkem Knebelbart, in der regen Lebendigkeit seines ganzen Thuns, und in seiner einfachen, soldatischen Würde. Vater und Großvater, Marcus und Jakob, unvergeßliche Nahmen, waren jener Ueberwinder der Rebellen, dieser der Türken und Tataren, selbst Schriftsteller und Künstler, und Lehrer seines Sohnes Johann gewesen. Mutterseits hatte er den berühmten Ueberwinder der Russen, Mos-

kaus Eroberer, Zolkiewsky zum Großvater, der auf seinem Xenophontischen Rückzug aus der Moldau ein Opfer fremder Feigheit fiel und durch wenige inhaltschwere Worte auf seinem Grabmahl „seiner Asche einen Rächer" aufforderte.

Er selbst hatte sich unter seinen zwey gleich schwachen Vorfahren, Johann Casimir und Michael Wisniowiecki durch eigenes Verdienst zum Großmarschall und Kronfeldherrn aufgeschwungen, wider die Kosacken, wider Schweden und Brandenburg gefochten, bey Chotym sieben Monathe vorher gegen eine ungeheure Uebermacht von Türken und Tataren herrlich gesiegt, bevor ihn der allgemeine Zuruf der Wahlbothen (10ten May 1671) als König grüßte.

Des Herzogs von Lothringen haben wir oben gedacht, — besser als die That war der Wille bey dem sächsischen Churfürsten Georg Friedrich, der ein und zwanzig jährige Max Emanuel, Churfürst und Herzog in Bayern, zwey Jahre später des Kaisers Schwiegersohn, und sein siegbekrönter Bundesgenosse in Ungarn, achtzehn Jahre später Oesterreichs gefährlichster Feind, wiewohl zum eigenen Verderben, der Fürst von Waldeck, der unter dem Erbstatthalter, nachmahligen brittischen Könige Wilhelm von Oranien, mit geringem Glück, aber nicht geringem Ruhm gefochten, diese waren die Führer. Unter ihren

Fahnen und unter dem Reichsadler fochten die Edelsten vieler Nationen als Volontärs; — von Reichsfürsten, die Herzoge von Sachsen-Lauenburg, Weissenfels, Eisenach, von Holstein, Würtemberg, Braunschweig, Pfalzneuburg, Croy, Markgraf Hermann, und der nachhin so berühmte Prinz Louis von Baden und Eugen von Savoyen, sein ihm weit voreilender Waffenbruder, — der Markgraf von Bayreuth, Landgraf von Hessen, die Fürsten von Anhalt und Salm, ꝛc. — Die fühlten noch ein deutsches Vaterland im Busen, und daß — was hier wäre verlohren worden, — sich nicht einzeln hätte wieder gewinnen lassen am Lech, an der Elbe oder am Mayn!!

Zu Hollabrunn hatten der pohlnische König und der Herzog von Lothringen beschlossen, den kürzeren, aber beschwerlicheren Weg über den Kahlenberg jenem über Preßburg vorzuziehen, weil die verzweifelte Lage der Stadt keinen Aufschub mehr gestattete. „Den König habe ich in Warschau gelassen, (sprach Sobiesky) ich bin nur Bruder und Waffengefährte, und nur hier um Rathschläge anzunehmen, nicht aber Befehle zu ertheilen.“ — Zu seinem Sohne Jakob sprach der Held, ihn an den Herzog von Lothringen weisend: „Prinz! zu diesem grossen Kapitain gehet in die Schule, wenn ihr den Krieg lernen wollet.“ — Dagegen gab aber der König nicht undeutliche Zei-

chen gereitzter Empfindlichkeit, als es hieß, der Kaiser würde dem Entsatze persönlich beywohnen. „Nun, (sagte er halblaut zu einigen seiner Vertrauten) so wird wohl der geringste Theil des Sieges auf mich und meine Pohlen fallen." — Sehr klug blieb darum Leopold vom Entsatze zurück.

Bey Tuln und Krems übersetzte das Heer die Donau, traf am 10ten Abends über St. Andrä, Königstetten und Klosterneuburg, am Fuß des Leopolds- und Kahlenberges und der anstossenden Hügel ein. Es reihte sich in Schlachtordnung und zwar in drey Treffen.

Der linke Flügel unter dem Herzog von Lothringen, ganz aus Kaiserlichen bestehend, lehnte sich an die Donau. Im ersten Treffen kommandirten Markgraf Hermann und Prinz Louis von Baden und Caprara, im zweyten Feld-Zeugmeister Leslie und Fürst Lubomirsky, der Fürst von Salm im dritten.

Das Centrum auf den Höhen des Kahlen- und Leopoldsberges bis gegen das Thal von Dornbach, führten die Kurfürsten von Sachsen und Bayern und der Fürst von Waldeck, unter ihnen Feldmarschall Golz, der Markgraf von Bayreuth, Baron Thüngen, Degenfeld und Flemming. Sechs Escadrons Kaiserliche standen unter Buttler und Gondola.

Den rechten Flügel bey Dornbach bildeten die Pohlen, ihr König an der Spitze, neben ihm Sieniavsky, Jablonowsky, Potocki, Zamoyski, im zweyten Treffen Sapieha, Rzewuski, im dritten Leszinky. Auf ihrer langen Flanke hatten sie in allen drey Treffen 24 Eskadrons kaiserliche Kavallerie unter Dünewald, Rabatta und Palfy.

Am 11ten September um Mitternacht hatten die Kaiserlichen den Gipfel des Leopoldsberges erstiegen. — Der 12te September, eben ein Sonntag, begann herein zu dämmern, und mit den heftigsten, wiewohl verschiedenen Regungen sahen nun, mit dem ersten, rosenfarbnen Sonnenstrahl Belagerer und Belagerte den ganzen Berg und Wald lebendig, von Waffen blitzen, von kriegerischem Tritt und Getöse zittern.

Da fiel endlich auch Kara Mustapha'n die Binde von den Augen. In weibischem Grimm wälzte er sich auf der Erde, zerraufte Haar und Bart und fluchte dem Schooß, der ihn getragen hatte. Aber es traten die Paschen von Ofen und Diarbekir, denen das Spiel zu lange währte, trotz des strengen Gegenbefehles in sein Zelt, und zwangen ihn, sich mit besonnener Miene an die Spitze der Janitscharen zu stellen.

Um den gesunkenen Muth, durch Blut und Gräuel, wenigstens zur Wildheit aufzustacheln, ließ er alle im Lager befindlichen Christensklaven 30,000 an der Zahl, auch die Weiber und Kinder niedersäbeln. Jeden Augenblick durchkreuzte in seiner Seele ein Plan, ein Entschluß den anderen, keiner wurde ausgeführt, hiermit nur unvermeidliche Verwirrung.

In der Leopoldskapelle hörte Sobiesky die Messe des, gleich einem Heiligen verehrten Kapuziners, Pater Markus Avianus, empfieng den Leib des Herrn, schlug darauf am Eingange seinen Sohn zum Ritter, schwang sich zu Roß, und sprach vor die Fahnen hinsprengend also: „Der zahlreiche Feind hierunten ist euch bereits längst bekannt und zwar — aus Siegen! — Ihr kämpfet auf fremdem Boden, aber doch unmittelbar für euer eigenes Vaterland. Hier vor den Mauern Wiens schirmt ihr zugleich die Gränzen Pohlens, hier rettet ihr nicht bloß eine einzelne Stadt, sondern die gesammte Christenheit. Ihr seyd eingeweiht zu einem heiligen Krieg, wo selbst überwunden zu werden rühmlich und zu fallen eine Himmelskrone ist. Nicht mehr für euren König, für Gott selber streitet ihr. Seine Allmacht hat euch ohne Kampf diese unwegsamen Höhen heraufgeführt, hat euch den halben Sieg schon itzt in die Hände gegeben. Nun, da sie euch schon über ihren Häuptern erblicken, verkriechen sich die Feinde

in Thäler und Schluchten, als in ihre künftigen Gräber. Nur ein Befehl sey euch hiermit für heute gegeben: wo ihr immer euern König sehen werdet, da folget ihm herzhaft!"

Des Heeres lautes Freudengeschrey verhallte unter dem Schmettern und Wirbeln der Trompeten, Heerpaucken und Trommeln, und wie auf dieß Signal hörte man schon das Feuern vom Wasser her, längst dem linken Flügel.

Um 8 Uhr attaquirte Caprara das stark besetzte Nußdorf, Leslie warf schleunig Batterieen auf, die Feinde zu beschiessen, welche hier und in Heiligenstadt mit grosser Macht sich auf das allerhartnäckigste vertheidigten. Häuser, Gärten, Keller, Wasserleitungen, Mauertrümmer mußten einzeln nach langer Gegenwehr mit vielem Blutvergiessen genommen werden. Endlich gewann man beyde Orte gegen 12 Uhr mit Sturm. Um dieselbe Zeit drangen die Pohlen mit hellen Haufen aus dem Thale von Dornbach gegen Währing heraus und auf sie warf sich nun der Großvezier mit seiner ganzen Macht, erfuhr aber hier kein besseres Schicksal.

Die vordringenden Pohlen fanden ausserhalb der Waldung eine grosse, wohlbesetzte Schanze. Vergeblich wurde sie von Vorne mehrmahls gestürmt. Sie fiel erst als General Dünewald ihr

mit seinem und dem Styrumschen Regiment in den Rücken kam. Die Feinde flohen. Ein Haufen Uhlanen verfolgte sie mit äusserster Wuth, und richtete kein geringes Blutbad unter ihnen an, sah sich aber auf einmahl von allen Seiten eingeschlossen. Ein guter Theil wurde zusammengehauen, da eilte der König mit deutschem Fußvolk unter Waldeck und Rabatta zu Hilfe, schlug die Türken aus ihren beyden Schanzen auf dieser Seite hinaus, und drang bis hart an ihr Lager vor.

Auch nach der Ueberwältigung der Defileen von Nußdorf und Heiligenstadt hatte der Herzog von Lothringen noch einen harten Stand an der sogenannten Türkenschanze, in welcher sich mehrere Paschen mit den besten Völkern wüthend vertheidigten. Endlich wurde auch diese gegen 5 Uhr Abends von den abgesessenen, sächsischen Dragonern unter dem Befehl des Prinzen Louis von Baden erstiegen, und man näherte sich nun im Sturmmarsch dem feindlichen Lager in der Rossau.

Der anfängliche Plan war gewesen, die Feinde am ersten Tage nur bis in ihr Lager zurückzuschlagen, am zweyten mit der Besatzung vereinigt dasselbe zu stürmen. Da rief zuerst der 70jährige Feldmarschall Golz: „Der Anfang ist zu schön, warum stehen bleiben? — Ich bin ein alter Mann mit vielen Wunden, möchte mich gerne diese Nacht noch in Wien pflegen.“ Alles, was auch weit von

ihm war, stürmte im innern Drange nach derselben Richtung, und zwar ohne ferneren Streit; denn der Großvezier, ausser aller Möglichkeit mit dem geschlagenen Heere das Treffen wieder zu erneuern, behielt kaum Zeit genug, die heilige Fahne unter einer Fluth unmännlicher Thränen und Verwünschungen aus seinem verlassenen Gezelt mitzunehmen, und den Trümmern seines Heeres nachzueilen, das über den Wienerberg bis hinter Raab floh, 50 Stunden, in einem fort, ohne Essen und Trinken. Nur die Dunkelheit und die äusserste Ermattung des christlichen Heeres rettete sie vor gänzlicher Vernichtung. Ueber 48,000 Mann hatte den Türken die Belagerung selbst gekostet, darunter 3 Paschen, 16 Janitscharen-Agas und Dörebeys, über 500 Oberoffiziere.

Der Belagerten Verlust belief sich bey der Linientruppe auf 5000 Todte und 1000 Verwundete, bey der Bürgerschaft auf 200 Todte und gegen 600 Verwundete.

In der Schlacht fielen über 20,000 Türken, vom christlichen Heere waren 3000 verwnndet und etwas über 1000 todt. Unter Letzteren befanden sich der Prinz Moritz von Croy, Potocky Starost von Halicz und Modroczewsky Großschatzmeister des Königs und der Republik Pohlen.

Lager und Geschütz fielen mit unermeßlichem Vorrathe, 370 Kanonen, vielen Fahnen und Roßschweifen, 5000 bepackten Kameelen, 10,000 Ochsen etc. in die Hände der Sieger. Unermeßlich war die Beute in den noch stehenden 25,000 Gezelten. An vielen Orten standen noch die Speisen auf dem Tische, das Brod in den Backöfen. Von Zucker und Kaffee fand sich ein solch ungeheurer Vorrath, daß man diesen Tag, lange Zeit hernach, als die Epoche ansah, von der an dieser das gemeinste Lieblingsgetränk geworden ist.

Die Perle der ganzen Beute nahm mit Recht der pohlnische König für sich, Kara Mustaphas Gezelt mit einem baaren Schatze von zwey Millionen in Gold, und unzähligen Piastersäcken, seine von Gold strotzenden Waffen, Roßschweif und Leibpferd, eine herrliche Standarte von erhabener Goldarbeit, und seine geheime Kanzley, welche von allen Stücken der Beute die ungarischen Malcontenten, und der französische König den Siegern am unliebsten vergönnten.

Am 13ten September Früh empfieng der König Starhembergen mit der ganzen Generalität der Besatzung im eroberten Lager, umarmte ihn herzlich, und grüßte ihn (sich selber ehrend) als Helden und Bruder, besah an seiner Hand die ungeheuren Werke der Feinde, und fand seines Erstaunens vollends kein Ende, als er sah, welche des alten Sagunt und Numantia würdige Gegen-

anstalten innerhalb der zertrümmerten Wälle und Basteyen getroffen waren. Noch sieht man im Graben unweit des Burgthores einen mit des Königs Nahmen bezeichneten Stein, auf dem er ermüdet von der Besichtigung dieses Labyrinthes etwas ausgeruhet.

In die befreyte Stadt hielt er seinen Einzug an Starhembergs Seite zu Pferde, die erbeuteten Fahnen und Roßschweife wurden vor ihm hergetragen.

Der ganze herrliche Zug verfügte sich hierauf zu den Augustinern. Der König stimmte dort von der Weihe des hohen Augenblicks begeistert, selbst das: „Herr Gott, dich loben wir!“ an.

Das Mittagsmahl nahm er mit seinem Sohne, den beyden Churfürsten, und seinen übrigen Feldherren bey Starhemberg ein.

Am folgenden Tage, den 14ten September, langte Kaiser Leopold selbst zu Wasser an, bewillkommt von beyden Churfürsten, vom Herzoge von Lothringen seinem Schwager, von dem Helden Starhemberg und anderen seiner Generale, und unter dem Stubenthor, durch welches er seinen Einzug hielt, von dem Bürgermeisteramtsverweser, Focky. Im Münster zu St. Stephan wohnte er dem, von dem hochverdienten Bischofe Kollonitsch

gehaltenen Te Deum bey. Tages darauf besuchte der Kaiser das Lager des Churfürsten von Bayern bey St. Marx, und der übrigen Reichstruppen gegen die Schwechat, so wie jenes des pohlnischen Königs, den er unter lebhafter Ergiessung des Dankes umarmte.

Zwey Tage später gieng Leopold wieder nach Linz ab, um Zeit zu lassen, daß die zerschmetterte Burg, und die, auf mehreren Seiten offenen Wälle wieder hergestellt, das Lager und die Strassen von Leichen und Zerstörung gereiniget wurden.

Vor seiner Abreise war mit Recht und nach Pflicht seine erste Sorge, diejenigen zu belohnen, welche ihn, sein ganzes Haus und Reich, und die halbe Christenheit erhalten hatten. Starhemberg erhielt einen köstlichen Ring, 100,000 Reichsthaler den Feldmarschallsstab, die Würde eines Staats- und Conferenz-Ministers, und in sein Wappen den Stephansthurm zum ewigen Andenken. Nicht minder ansehnlich beschenkten ihn die Landstände, und von diesem Tage an war aus Dankbarkeit der geretteten Bürgerschaft das grosse Starhembergische Haus auf der Wieden von allen Abgaben frey.

Schon unterm 25ten September übersendete Pabst Innocenz XI. dem Helden ein eigenes Breve in den lebhaftesten Ausdrücken der Bewunderung, des Dankes und der Ermunterung.

Ein Eilbothe von Madrit überbrachte ihm den Orden des goldenen Vliesses.

In den Kriegen Oesterreichs wider die türkische Uebermacht ist Montecucullis Sieg bey St. Gotthard die erste Morgenröthe eines besseren Glückes. — Mit der Rettung Wiens durch Starhemberg bricht der volle Tag an, der durch die Schlachten von Barkan, Weitzen, Ofen, Mohacz, Nissa, Salankemen, Olasch und ganz vorzüglich von Zentha den österreichischen Waffenruhm seinem vollen Mittagsglanz entgegen führte.

Starhemberg zog mit nach Ungarn, und befehligte das Fußvolk unter dem pohlnischen Könige, aber seine natürliche Heftigkeit ließ ihn nicht lange in Eintracht mit ihm. Diese Spaltung war Ursache, daß das Treffen von Barkan anfangs so unglücklich gieng. Sobiesky wollte ohne die deutsche Infanterie siegen.

Vor Ofen wurde Starhemberg so gefährlich verwundet, daß er gleich den Oberbefehl aufgeben, und sich bald darauf nach Wien mußte bringen lassen. In demselben Jahr (1686) verlor er einen Sohn vor Belgrad, und fünf Jahre später bey Salankemen den andern.

Unvergeßlich machten ihn auch seine festen Bemühungen als Hofkriegsrathspräsident, einen stehenden Fuß in der kaiserlichen Armee herzustellen. Sein eigenes Regiment (nun Reisky) und jene dreyzehn, die er theils vor, theils während der Belagerung auf die Beine brachten, waren die ersten.

Die noch übrigen Tage seines Lebens, bis in das sechs und sechzigste Jahr, in welchem er verblich, lebte Starhemberg, mit der Ruhe des Weisen, dem Kaiser stets gewärtig zu Rath und That, unaufhörlich bemüht um die Verbesserung des Kriegswesens, um die Förderung der laufenden Operationen, um die Nachbildnng ähnlicher Krieger, wie er selbst war.

Grundzüge im Gemüthe dieses Mannes, den man übrigens von Unversöhnlichkeit und Eigenliebe nicht ganz freysprechen kann, waren: Verstand, soldatische Strenge, die erst durch Beyspiel geboth, dann durch Worte, vor allem unbiegsame Standhaftigkeit, die ihn jede Gefahr und jedes Unglück verachten lernte, und darum auch meist überwinden. Er hat es in jenen Schreckenstagen wahr gemacht:

„In verschied'ner Gestalt erscheine das Unglück dem Menschen,
„Feigen als Riese, voll Graus — Muthigen nur als ein Zwerg."

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hormayr, Joseph <<von>>,

Oesterreichischer Plutarch oder Leben und Bildnisse aller Regenten und der berühmtesten Feldherren, Staatsmänner, Gelehrten und Künstler des ö sterreichischen Kaiserstaates
Bd.: 14

Wien (1808)

BA/Biogr.c. 158-13/15
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11121926-9